

Das Hohelied

- D**AS schönste der Lieder
 Salomos.
 2 O dass er mich tränkte
 mit Küssen seines Mundes!
 Deine Liebe ist süßer als Wein,
 3 der Duft deiner Salben ist süß,
 feinstes Salböl dein Name;
 darum haben die Mädchen dich gern.
 4 Zieh mich dir nach, lass uns eilen!
 Führe mich, König,
 in deine Gemächer!
 Wir wollen jubeln
 und deiner uns freuen,
 an deiner Liebe uns berauschen
 mehr als an Wein.
 Mit Recht haben sie dich gern.
- 5 Braun bin ich zwar, doch hübsch,
 ihr Töchter Jerusalems,
 wie die Zelte der Kedarener,
 wie die Zeltdecken der Salmäer.
 6 Seht mich nicht an,
 dass ich so gebräunt bin,
 dass mich die Sonne verbrannt hat.
 Die Söhne meiner Mutter zürnten
 bestellten mich, [mir,
 die Weinberge zu hüten –
 meinen eignen Weinberg
 habe ich nicht gehütet.
- 7 «Sage mir, du, den meine Seele liebt:
 Wo weidest du?
 wo lässt du lagern am Mittag?
 Warum soll ich wie eine,
 die umherstreicht, erscheinen
 bei den Herden deiner Gefährten?»
 8 «Wenn du's nicht weisst,
 du schönste unter den Frauen,
 so gehe hinaus
 und folge den Spuren der Herde
 und weide deine Zicklein
 bei den Hütten der Hirten.»
- 9 «Der Stute an des Pharaos Wagen
 vergleiche ich dich, meine Freundin.
 10 Lieblich sind deine Wangen
 im Schmucke der Kettchen,
 dein Hals in den Korallenschnüren.
- 11 Wir wollen dir goldene Kettchen
 machen mit silbernen Punkten.»
 12 «Solange der König
 an seiner Tafel sass,
 gab meine Narde ihren Duft.
 13 Mein Geliebter ist mir
 wie ein Bündlein Myrrhen,
 das an meinem Busen liegt.
 14 Mein Geliebter ist mir
 wie eine Cypertraube
 in den Weinbergen von En-Gedi.»
 15 «Wie schön bist du, meine Freundin,
 wie schön!
 Deine Augen glänzen wie Tauben.»
 16 «Wie schön bist du, mein Geliebter,
 Unser Lager ist grün; [wie hold!
 17 Zedern sind die Balken unsres Hauses
 und unser Getäfel Zypressen.»
 2: 4, 10 / 15: 4, 1.
- 2** 1 «Ich bin die Narzisse in Saron,
 die Lilie in den Tälern.»
 2 «Wie die Lilie unter den Dornen,
 so ist meine Freundin
 unter den Mädchen.»
 3 «Wie der Apfelbaum
 unter den Bäumen des Waldes,
 so ist mein Geliebter
 unter den Burschen.
 Mich verlangt,
 in seinem Schatten zu sitzen,
 und seine Frucht
 ist meinem Gaumen so süß.
 4 Er führte mich in das Weinhaus,
 und des Hauses Fahne über mir
 war die Liebe.
 5 Er labte mich mit Rosinenkuchen,
 erquickte mich mit Äpfeln;
 denn ich bin krank vor Liebe.
 6 Seine Linke ruht
 unter meinem Haupte,
 und seine Rechte umfängt mich.
 7 Ich beschwöre euch,
 ihr Töchter Jerusalems,
 bei den Gazellen
 oder den Hinden des Feldes:
 stört nicht auf, weckt nicht die Liebe,
 bis es ihr gefällt!»

- 8 Horch! mein Geliebter! –
Siehe, da kommt er,
springt daher über die Berge,
hüpft daher über die Hügel.
- 9 Mein Geliebter gleicht der Gazelle
oder dem jungen Hirsch.
Siehe, schon steht er hinter unsrer
Ich schaue durchs Fenster, [Mauer.
ich gucke durchs Gitter.
- 10 Mein Geliebter hebt an,
spricht zu mir:
«Auf, meine Freundin,
meine Schöne, und komm!
- 11 Sieh nur, der Winter ist dahin;
vorüber, fort ist der Regen.
- 12 Die Blumen erscheinen im Lande,
die Zeit des Singens ist da,
und das Gurren der Turteltaube
hebt an.
- 13 Am Feigenbaum röten sich
die Früchte,
die Reben blühen und duften –
auf, meine Freundin,
meine Schöne, und komm!
- 14 Du, meine Taube in Felsenklüften,
im Versteck an der Bergwand,
lass mich schauen deine Gestalt,
lass deine Stimme mich hören;
denn deine Stimme ist süß,
und deine Gestalt ist lieblich.»
- 15 Fangt uns die Füchse,
die Füchse, die kleinen,
die den Weinberg verwüsten;
unsern Weinberg im Blust!
- 16 Mein Geliebter ist mein, und ich bin
der auf Lilienauen weidet. [sein,
- 17 Bis der Morgenwind weht
und die Schatten fliehen,
komm her, mein Geliebter,
tu's der Gazelle gleich
oder dem jungen Hirsch
auf den duftenden Bergen.
- 5: 5, 8 / 6: 8, 3 / 7: 3, 5; 8, 4 / 9: 8, 14 / 16: 6, 3 /
17: 8, 14.
- 3 1 Auf meinem Lager nächtlicher
suchte ich ihn, [Weile
den meine Seele liebt,
ich suchte ihn, doch ich fand ihn nicht.
- 2 «So will ich mich aufmachen,
die Stadt durchwandern,
die Strassen und Plätze,

- will ihn suchen,
den meine Seele liebt.»
- Ich suchte ihn, doch ich fand ihn
- 3 Mich fanden die Wächter, [nicht.
die die Stadt durchstreifen –
«Habt ihr ihn gesehen,
den meine Seele liebt?»
- 4 Kaum war ich an ihnen vorüber,
da fand ich ihn,
den meine Seele liebt.
Ich hielt ihn fest
und liess ihn nicht mehr,
bis ich ihn gebracht
in meiner Mutter Haus,
in die Kammer derer,
die mich geboren.
- 5 Ich beschwöre euch,
ihr Töchter Jerusalems,
bei den Gazellen oder den Hinden
des Feldes:
stört nicht auf, weckt nicht die Liebe,
bis es ihr gefällt!
- 6 Wer steigt da herauf aus der Trift
in Säulen von Rauch,
umduftet von Myrrhen
und Weihrauch,
von allerlei Gewürzstaub des Händ-
7 Siehe, das ist Salomos Sänfte, [lers?
von sechzig Helden umgeben
aus Israels Helden.
- 8 Alle tragen sie Schwerter,
sind geübt im Kampfe;
ein jeder hat sein Schwert an der
gegen nächtlichen Schrecken. [Seite
- 9 Einen Tragsessel liess sich der König
aus Hölzern vom Libanon: [machen
- 10 die Füße von Silber,
die Lehne von Gold,
der Sitz ein Purpurkissen,
das Innere mit Ebenholz ausgelegt.
Ihr Töchter Jerusalems,
- 11 kommt heraus und beschaue
den König in der Krone,
mit der seine Mutter ihn krönte
am Tag seiner Hochzeit,
am Tag seiner Herzensfreude.
- 1: 5, 6 / 5: 2, 7; 8, 4.
- 4 1 Wie schön bist du,
meine Freundin, wie schön!
Deine Augen glänzen wie Tauben
hinter deinem Schleier hervor.

- Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen,
die vom Gebirge Gilead herabwallt.
- 2 Deine Zähne sind wie eine Herde
frischgeschorener Schafe,
die von der Schwemme heraufsteigen,
die allesamt Zwillinge haben
und deren keins ohne Lämmer ist.
- 3 Einem Karmesinband gleich
sind deine Lippen,
und dein Plaudermund ist lieblich.
Gleich dem Riss im Granatapfel
schimmert deine Schläfe
hinter deinem Schleier hervor.
- 4 Dein Hals ragt gleich
dem Davidsturme,
der für Waffen gebaut ist,
an dem die tausend Schilde hangen,
lauter Tartschen der Helden.
- 5 Deine Brüste sind gleich
zwei Böcklein,
Zwillingen der Gazelle,
die auf Lilienauen weiden.
- 6 Bis der Morgenwind weht
und die Schatten fliehen,
will ich zum Myrrhenberg gehen,
zum Weihrauchhügel.
- 7 Alles ist schön an dir, meine Freun-
an dir ist kein Fehl. [din,
- 8 Mit mir vom Libanon, Braut,
mit mir vom Libanon komm!
Steige herab vom Gipfel des Amana,
vom Gipfel des Senir
und des Hermon,
von den Wohnstätten der Löwen,
von den Bergen der Panther!
- 9 Du hast mich verzaubert,
meine Schwester und Braut,
du hast mich verzaubert
mit einem Blick deiner Augen,
mit einem Kettchen
in deinem Halsschmuck.
- 10 Wie süß ist dein Kosen,
meine Schwester und Braut!
Wieviel köstlicher als Wein
ist dein Kosen,
wieviel köstlicher
als alle Balsamgerüche
der Duft deiner Salben!
- 11 Von Honigseim triefen
deine Lippen, Braut,
unter deiner Zunge
ist Honig und Milch,
und der Duft deiner Kleider
ist wie des Libanon Duft.
- 12 «Ein verriegelter Garten
ist meine Schwester und Braut,
ein verriegelter Garten
mit versiegeltem Quell.
- 13 Dein Schoss ist ein Park
von Granatbäumen
mit allerlei köstlichen Früchten,
Cypertrauben samt Narden,
- 14 Narde und Safran,
Gewürzrohr und Zimt
samt allerlei Weihrauchhölzern,
Myrrhen und Aloe
mit den allerbesten Balsamen.
- 15 Mein Gartenquell ist ein Brunnen
lebendigen Wassers,
das vom Libanon strömt.»
- 16 «Erwache, Nordwind,
und komme, Süd,
durchwehe meinen Garten,
dass seine Balsamdüfte strömen!
Mein Geliebter komme
in seinen Garten und esse
von seinen köstlichen Früchten!
- 5 1 «Ich kam in den Garten meiner
Schwester und Braut,
pflückte meine Myrrhe
und meinen Balsam,
ich ass meine Wabe
und meinen Honig,
trank meinen Wein und meine Milch.
Esset, ihr Freunde, und trinkt
und berauscht euch in Liebeslust!»
- 4, 1: 1, 15; 5, 12; 6, 4 / 2: 6, 6 / 3: 6, 7 / 10: 1, 2
- 2 Ich schlief,
doch es wachte mein Herz –
horch, da klopft mein Geliebter:
«Tue mir auf, meine Schwester,
meine Freundin, mein Täubchen,
meine Traute!
Denn mein Haupt ist voll Tau,
meine Locken voll Tropfen
der Nacht.»
- 3 «Ich habe mein Röcklein
ausgezogen;
wie könnt' ich es wieder anziehen?
Ich habe meine Füße gewaschen;
wie könnt' ich sie wieder
beschnutzen?»
- 4 Mein Geliebter streckte die Hand

durch die Luke in der Türe;
da wallte mein Herz in mir,
mir schwanden die Sinne
bei seinem Reden.
5 Ich stand auf, um zu öffnen,
die Hand an den Griffen des Riegels.
Da troffen meine Hände
von Myrrhe,
von flüssiger Myrrhe meine Finger.
6 Ich tat meinem Geliebten auf;
doch mein Geliebter
war weggegangen, war fort.
Ich suchte ihn,
aber ich fand ihn nicht;
ich rief nach ihm,
doch er gab mir nicht Antwort.
7 Mich fanden die Wächter,
die die Stadt durchstreifen,
sie schlugen mich
und verwundeten mich;
sie rissen mir
meinen Ueberwurf weg,
die Wächter der Mauern.

8 «Ich beschwöre euch,
ihr Töchter Jerusalems:
wenn ihr meinem Geliebten
begegnet, was sollt ihr ihm sagen?–
Dass ich krank bin vor Liebe!»
9 «Was hat dein Geliebter
vor andern voraus,
du schönste unter den Frauen?
Was hat dein Geliebter
vor andern voraus,
dass du uns also beschwörst?»
10 «Mein Geliebter ist weiss und rot,
ausgezeichnet vor Tausenden.
11 Sein Haupt ist köstliches Feingold,
seine Locken sind Dattelrispen
und rabenschwarz,
12 seine Augen wie Tauben
an Wasserbächen,
badend in Milch, am Teiche sitzend,
13 seine Wangen wie Balsambeete,
in denen Gewürzkräuter wachsen,
seine Lippen sind Lilien gleich,
triefend von flüssiger Myrrhe,
14 seine Arme sind goldene Walzen,
mit Chrysolithen besetzt,
sein Leib ein Elfenbeingebilde,
bedeckt mit Saphiren,
15 seine Schenkel sind Marmorsäulen,
stehend auf goldenen Sockeln,

seine Gestalt dem Libanon gleich,
auserlesen wie Zedern;
16 sein Gaumen ist lauter Süsse,
und alles an ihm ist Wonne.
So ist mein Geliebter, so ist mein
ihr Töchter Jerusalems.» [Freund,
6: 3, 1 / 8: 2, 5 / 12: 4, 1.

6 1 «Wohinist dein Geliebter gegangen,
du Schönste unter den Frauen?
Wohin hat sich dein Geliebter ge-
dass wir ihn suchen mit dir?» [wandt,
2 «Mein Geliebter
ist in seinen Garten gegangen,
hinab zu den Balsambeeten,
in den Gärten zu weiden
und Lilien zu pflücken.
3 Ich bin meines Geliebten,
und mein Geliebter ist mein,
er, der auf Lilienuen weidet.»

4 Schön bist du, meine Freundin, wie
lieblich wie Jerusalem, [Thirza,
furchtbar wie Heerscharen.
5 Wende deine Augen von mir,
denn sie erschrecken mich.
Dein Haar ist wie eine Herde Ziegen,
die von Gilead herabwallt.
6 Deine Zähne
sind wie eine Herde Schafe,
die von der Schwemme heraufsteigen,
die allesamt Zwillinge haben
und deren keins ohne Lämmer ist.
7 Gleich dem Riss im Granatapfel
schimmert deine Schläfe
hinter deinem Schleier hervor.

8 Der Königinnen sind sechzig,
und der Nebenfrauen sind achtzig,
dazu der Mädchen unzählbar viel.
9 Doch nur eine ist sie,
mein Täubchen, meine Braute.
Sie ist die Einzige ihrer Mutter,
die Auserwählte derer, die sie gebar.
Es sahen sie die Mädchen und priesen
die Königinnen [sie,
und Nebenfrauen, und lobten sie.

10 Wer ist sie, die da herabschaut
wie die Morgenröte,
schön wie der Vollmond,
rein wie die Sonne,
furchtbar wie Heerscharen?

11 Ich stieg hinab in den Nussgarten,
mich zu ergötzen an den Blüten
im Tal,
zusehen, ob der Weinstock gesprosst,
ob die Granaten in Blüte stehen.¹⁾
6: 2, 16.

1) 6, 11. Der überlieferte Vers 12 ist völlig unver-
ständlich.

7 1 «Wende dich, wende dich,
Sulamitin!
Wende dich, wende dich,
dass wir dich bewundern!»
«Was bewundert ihr an der Sulamitin
beim kriegerischen Tanz?»
2 «Wie schön sind deine Schritte
in den Schuhen,
du Edelgeborne!
Die Biegungen deiner Hüfte
sind wie Halsgeschmeide,
gefertigt von Künstlerhänden.
3 Dein Schoss
ist ein verschlossenes Becken;
nicht mangle der Mischtrank!
Dein Leib ist ein Weizenhaufe,
umgeben von Lilien.
4 Deine Brüste sind gleich zwei Böck-
Zwillingen der Gazelle. [lein,
5 Dein Hals ist wie ein Turm
von Elfenbein,
dein Haupt auf dir
gleich dem Karmel.
Deine Augen sind wie
die Teiche zu Hesbon
am Tor Bath-Rabbim.
Deine Nase ist gleich
dem Libanonturm,
der gegen Damaskus schaut.
6 Die Flechten deines Hauptes
sind wie Purpur;
ein König liegt gefesselt
in den Schlingen.
7 Wie schön, wie hold bist du,
Geliebte, du Wonnevolle!
8 Wie du dastehst,
gleichst du der Palme
und deine Brüste den Trauben.
9 Ich dachte:
Ich will die Palme ersteigen,
will nach ihren Rispen greifen.
Deine Brüste sollen mir sein
wie Trauben,
und der Atem deiner Nase wie Aepfel,

10 und dein Mund wie köstlicher Wein,
der meinem Gaumen sanft eingeht
und Lippen und Zähne mir netzt.»

11 Ich bin meines Geliebten,
und er hat Verlangen nach mir.
12 Komm, mein Geliebter,
hinaus auf die Flur,
lass unter Cyperblüten
uns nächtigen,
13 am Morgen früh
nach den Weingärten sehen,
ob der Weinstock gesprosst,
ob die Blüten sich aufgeschlossen,
ob die Granaten im Bluste stehen.
Dort will ich dir meine Liebe schen-
14 Es duften die Liebesäpfel, [ken.
vor unsern Türen sind köstliche
Früchte,
frische zusammen mit jährigen;
die habe ich, mein Geliebter,
dir aufgespart.
4: 4, 5 / 11: 2, 16; 6, 3 / 13: 6, 11.

8 1 O wärst du mein Bruder,
den die Brust meiner Mutter gestillt!
Fände ich dich draussen,
ich wollte dich küssen,
und doch würde mich niemand
verachten.
2 Ich wollte dich führen
in meiner Mutter Haus,
dich bringen in die Kammer derer,
die mich geboren,
wollte dich tränken
mit gewürztem Wein,
mit dem Saft der Granaten.
3 Seine Linke läge
unter meinem Haupte,
und seine Rechte umfinge mich.
4 Ich beschwöre euch,
ihr Töchter Jerusalems:
was wollt ihr aufstören,
was wollt ihr wecken
die Liebe, ehe es ihr gefällt?

5 «Wer steigt da herauf aus der Trift,
sich lehnend an den Geliebten?
Unter dem Apfelbaum weckt' ich
Dort kam in die Wehen [dich auf.
mit dir deine Mutter,
dort kam in die Wehen,
die dich gebar.»

- 6 «Lege mich wie ein Siegel
an dein Herz,
wie einen Ring an deinen Arm.
Denn stark wie der Tod ist die Liebe,
Leidenschaft hart wie die Unterwelt;
ihre Gluten sind Feuersgluten,
ihre Flammen
wie Flammen des Herrn.
7 Grosse Wasser können die Liebe
nicht löschen,
Ströme sie nicht überfluten.
Gäbe einer auch all sein Gut
um die Liebe,
würde man ihn verachten?»
- 8 «Wir haben ein kleines Schwester-
das noch keine Brüste hat. [lein,
Was wollen wir unsrer Schwester tun
an dem Tage, da man um sie wirbt?
9 Ist sie eine Mauer,
so bauen wir darauf eine silberne
ist sie eine Türe, [Zinne;
so verrammeln wir sie
mit zedernem Brette.»

- 10 «Ich bin eine Mauer,
und meine Brüste wie Türme;
nun bin ich in seinen Augen
wie eine, die Heil gefunden hat.»
- 11 Einen Weinberg hatte Salomo
in Baal-Hamon;
den Weinberg übergab er den Hütern.
Aus seinen Früchten zöge einer
wohl tausend Lot Silber.
12 Mein Weinberg, der mir gehört,
steht vor mir.
Die Tausend lass ich dir, Salomo,
und zweihundert denen,
die seine Frucht hüten.
- 13 «Die du in den Gärten wohnst -
die Gefährten lauschen -
lass mich deine Stimme hören.»
- 14 «Fliehe, mein Geliebter!
Tue es der Gazelle gleich
oder dem jungen Hirsch
auf den Balsambergen!»
3: 2, 6 / 4: 2, 7; 3, 5 / 14: 2, 9, 17.

Jesaja

ERSTER HAUPTTEIL DES BUCHES JESAJA

(Kap. 1-39)

Ueber Juda und Jerusalem (Kap. 1-12)

GESICHT Jesajas, des Sohnes
des Amoz, das er über Juda
und Jerusalem schaute in den
Tagen der jüdischen Könige
Usia, Jotham, Ahas und Hiskia.

Anklage gegen das treulose Volk

2 Höret, ihr Himmel, horche auf, o
Erde! Denn der Herr redet: Kinder habe
ich grossgezogen und emporgebracht,
und sie - sind von mir abgefallen. 3 Der
Ochse kennt seinen Meister, und der
Esel die Krippe seines Herrn; Israel hat
keine Einsicht, mein Volk hat keinen
Verstand. 4 O wehe der sündigen Nation,
dem schuldbeladenen Volke, der Brut

von Bösewichten, den missratenen Kin-
dern! Verlassen haben sie den Herrn,
verworfen den Heiligen Israels, haben
den Rücken gewandt. 5 Worauf wollt
ihr noch geschlagen werden, da ihr im
Abfall verharret? Das ganze Haupt ist
krank, das ganze Herz ist siech. 6 Von
der Fußsohle bis zum Haupte ist nichts
Gesundes an ihm: Beule und Strieme
und frische Wunde, nicht ausgedrückt
noch verbunden, und nicht mit Oel ge-
lindert. 7 Euer Land liegt wüste, eure
Städte sind verbrannt; [die Frucht] des
Ackers vor euren Augen verzehren
Fremde. Eine Wüste ist es wie das zer-
störte Sodom. 8 Und die Tochter Zion
ist übriggeblieben wie ein Häuslein im
Weinberg, wie eine Nachthütte im
Gurkenfeld, wie ein Turm zur Wacht.

Jerusalems Läuterung durch Gericht

21 Wie ist zur Dirne geworden die
treue Stadt, die voll war des Rechts!
Gerechtigkeit wohnte in ihr, jetzt aber
Mörder! 22 Dein Silber ist zu Schlacken
geworden, dein Wein mit Wasser ver-
fälscht. 23 Deine Führer sind Aufrührer
und Gesellen der Diebe. Sie alle lieben
Bestechung und jagen Geschenken
nach. Der Waise helfen sie nicht zum
Recht, und die Sache der Witwe kommt
nicht vor sie.

24 Darum spricht der Herr, der Gott
der Heerscharen, der Starke Israels:
Ha! ich will mich letzen an meinen Wi-
dersachern und mich rächen an meinen
Feinden! 25 Und ich will meine Hand
wider dich wenden und deine Schlacken
läutern im Schmelzofen und wegschaf-
fen alle deine Bleistücke. 26 Ich will dir
wieder Richter geben wie vor alters und
Ratsherren wie vorzeiten. Alsdann wird
man dich nennen Rechtsburg, treue
Stadt. 27 Zion wird durch Recht erlöst,
und seine Bekehrten durch Gerechtig-
keit. 28 Aber Verderben über die Ab-
trünnigen und Sünder zumal! Und
die den Herrn verlassen, kommen um.
29 Denn ihr werdet euch schämen ob
der Terebinthen, an denen ihr eure Lust
habt, und erröten ob der Gärten, die
euch gefallen.¹⁾ 30 Denn ihr werdet sein
wie eine Terebinthe, deren Blätter wel-
ken, und wie ein Garten, der kein Was-
ser hat. 31 Und der Starke wird zum
Werg und sein Werk zum Funken wer-
den, und brennen werden beide zumal,
ohne dass jemand löscht.

23: Jer. 5, 28 / 25: Mal. 3, 3 / 28: Ps. 1, 6 / 29: 57,
5; 65, 3.

¹⁾ 1, 29. Wegen ihres Zusammenhangs mit der
Verehrung anderer Götter.

9 Wenn nicht der Herr der Heerscharen
von uns einen Rest gelassen, fast wären
wir wie Sodom geworden und gleich
wie Gomorraha.

8: 5, 2 / 9: 1. Mos. 19, 24.

Falscher und wahrer Gottesdienst

10 Höret das Wort des Herrn, ihr
Fürsten von Sodom! Horch auf die Wei-
sung unseres Gottes, du Volk von Go-
morraha! 11 Was soll mir die Menge eurer
Schlachtopfer? spricht der Herr. Satt
habe ich die Brandopfer von Widdern
und das Fett der Mastkälber, und das
Blut der Stiere und Lämmer und Böcke
mag ich nicht. 12 Wenn ihr kommt,
mein Angesicht zu schauen, wer hat das
von euch verlangt, dass ihr meine Vor-
höfe zertretet? 13 Bringet nicht mehr
unnütze Gaben - ein Greuelopfer ist
es mir. Neumond und Sabbat, Ver-
sammlung berufen - ich mag nicht Fre-
vel und Feiertag. 14 Eure Neumonde und
eure Feste hasst meine Seele; sie sind
mir zur Last geworden, ich bin's müde,
sie zu ertragen. 15 Und wenn ihr eure
Hände ausbreitet, verhülle ich meine
Augen vor euch; auch wenn ihr noch
so viel betet, ich höre es nicht. Eure
Hände sind voll Blut; 16 waschet, rei-
niget euch! Tut hinweg eure bösen Tat-
ten, mir aus den Augen! Höret auf, Bö-
ses zu tun, 17 lernet Gutes tun! Trach-
tet nach Recht, weiset in Schranken den
Gewalttätigen; helfet der Waise zum
Rechte, führet die Sache der Witwe!

18 Nun wohlan, wir wollen mitein-
ander rechten, spricht der Herr. Wenn
eure Sünden sind wie Scharlach, kön-
nen sie dann weiss werden wie Schnee?
Wenn sie rot sind wie Purpur, können
sie dann werden wie Wolle?²⁾ 19 Wenn
ihr willig seid und gehorsam, so sollt
ihr das Beste des Landes kosten. 20 Doch
wenn ihr euch weigert und widerstrebt,
so sollt ihr das Schwert kosten. Denn
der Mund des Herrn hat es geredet.

11: Ps. 40, 7; 50, 8-13; 51, 18; Jer. 6, 20; Am. 5, 21.
22: Mt. 6, 6-8 / 14: 4. Mos. 28, 11 / 15: Spr. 1, 28; Jer.
14, 12; Mt. 3, 4 / 16: Ps. 37, 27 / 19: 3. Mos. 25, 18, 19.

²⁾ 1, 18. Andre übersetzen: «Wenn eure Sünden
wären wie Scharlach, sollen sie doch weiss werden
wie Schnee; wenn sie rot wären wie Purpur, sollen
sie doch werden wie Wolle.»

Über die Nachahmungskunst in Hexametern und über die Komödie wollen wir später reden. Jetzt sei von der Tragödie gesprochen.

Aus dem bisher Gesagten entnehmen wir die Bestimmung ihres Wesens. Die Tragödie ist die Nachahmung einer edlen und abgeschlossenen Handlung von einer bestimmten Größe in gewählter Rede, derart, daß jede Form der Rede in gesonderten Teilen erscheint und daß gehandelt und nicht berichtet wird und daß mit Hilfe von Mitleid und Furcht eine Reinigung von eben diesen Affekten bewerkstelligt wird.

Ich nenne «gewählte Rede» jene, die Rhythmus, metrische Form und Sangbarkeit besitzt; das «in gesonderten Teilen» nenne ich, daß einiges bloß im Sprechvers ausgesagt wird, anderes aber im Liede.

Da nun die Nachahmung sich durch Handeln vollzieht, so wäre notwendigerweise ein erster Teil der Tragödie der szenische Schmuck, dann die Musik und dann die Rede. Denn in diesen Dingen wird die Nachahmung gestaltet. Ich nenne «Rede» die Verskunst als solche, «Musik», was diese Kunst

zu voller Entfaltung bringt. Da ferner die Nachahmung einer Handlung gemeint ist, jede Handlung aber von Handelnden geführt wird, welche hinsichtlich ihres Charakters und ihrer Absichten von einer bestimmten Art sind (denn diese bewirken, daß auch die Handlungen selbst von bestimmter Art sind), so sind dies die zwei natürlichen Ursachen der Handlungen, Absicht und Charakter, und auf Grund von diesen haben alle Glück oder Unglück. Nachahmung der Handlung ist nun der Mythos. Ich verstehe hier unter Mythos die Zusammensetzung der Handlungen, unter Charakter aber das, was macht, daß wir die Handelnden so oder so nennen, unter Absicht das, worin sie etwas aussagen oder eine Meinung äußern.

Es muß also jede Tragödie sechs Teile haben, in denen sie ihre jeweilige Qualität besitzt: Mythos, Charakter, Rede, Absicht, Szenerie und Musik. Die Mittel, mit denen nachgeahmt wird, sind zwei, die Art, wie nachgeahmt wird, ist eine, was sie nachahmen, sind drei, und außerdem gibt es nichts. Diese Teile verwenden sozusagen alle Tragiker. Denn jedes Werk hat Szenerie, Charakter, Mythos, Rede, Lied und Absicht auf dieselbe Weise.

Das Wichtigste davon ist der Aufbau der Handlungen. Denn die Tragödie ist nicht die Nachahmung von Menschen, sondern von Handlungen und Lebensweisen, von Glück und Unglück. Glück und Unglück beruhen aber in Handlungen und das Ziel ist eine Handlung, keine charakterliche Qualität. Qualifiziert sind die Menschen je nach ihrem Charakter, glücklich oder unglücklich sind sie aber auf Grund ihrer Handlungen. Sie handeln also nicht um die Charaktere nachzubilden, sondern in den Handlungen sind auch die Charaktere eingeschlossen. Darum sind Handlung und Mythos Ziel der Tragödie. Das Ziel ist aber das Wichtigste von allem.

Es könnte ja auch ohne Handlung gar keine Tragödie entstehen, dagegen wohl ohne Charaktere. Die Tragödien der Neueren sind zum größten Teile ohne Charaktere, und überhaupt gilt dies von vielen Dichtern, die sich dann so verhalten wie unter den Malern etwa Zeuxis² zu Polygnotos. Denn Polygnotos war ein guter Maler von Charakteren, die Malereien des Zeuxis zeigen aber keine Charaktere.

Ferner auch wenn man Reden aufreichte, die Charaktere darstellen und in Wortwahl und Inhalt gut gemacht sind, so wird man damit keineswegs tun, was zu einer Tragödie gehört; eine Tragödie ist vielmehr diejenige, die einen Mythos und einen Handlungszusammenhang besitzt, mag sie auch in jenem schwächer sein.

Außerdem sind jene Elemente, mit denen die Tragödie vorzugsweise die Seelen ergreift, Teile des Mythos, nämlich die Peripetien und die Wiedererkennungen.

Ein Hinweis ist endlich der, daß solche, die zu dichten beginnen, zuerst fähig sind, es in Sprache und Charakterzeichnung richtig zu treffen, und erst später können sie Handlungen aufbauen. Das gilt auch so ziemlich für die ersten Dichter insgesamt.

Ursprung und gewissermaßen Seele der Tragödie ist also der Mythos. Das zweite sind aber die Charaktere. Es verhält sich ähnlich wie bei der Malerei. Auch wenn einer ganze Haufen der schönsten Farben hinstreicht, so vermag er doch nicht so zu gefallen wie jener, der auf einem weißen Hintergrund zeichnet. Es handelt sich auch da um eine Nachahmung einer Handlung, und dann vor allem mit ihrer Hilfe um eine Nachahmung der Handelnden.

Das dritte ist die Psychologie, also sagen zu können, was in dem Mythos gegeben ist und paßt; das, was in der Prosarede die Aufgabe der Politik und Rhetorik ist; die Alten nämlich ließen ihre Gestalten politisch reden, die Heutigen rhetorisch.

Charakter ist nun das, was die Entscheidung offenbart, was nämlich einer in einer unklaren Situation wählt oder meidet; darum zeigen jene Reden keinen Charakter, in welchen der Redende nichts wählt oder verwirft. Psychologie ist dort, wo mitgeteilt wird, daß etwas sei oder nicht sei oder überhaupt etwas ausgesagt wird.

Das vierte in der Rede ist die Wortwahl. Und zwar nenne ich, wie oben gesagt, Wortwahl die Äußerung durch die Bezeichnung, was in genau gleicher Weise bei der metrischen wie bei der prosaischen Rede gilt.

Von dem, was bleibt, ist die Tonkunst für die Anziehungskraft das Wichtigste. Auch die Bühnenkunst kann zwar den Zuschauer ergreifen; sie ist aber das Kunstloseste und steht der Dichtkunst selbst am fernsten. Denn die Wirkung der Tragödie zeigt sich auch ohne Wettkämpfe und Schauspieler. Außerdem trägt zur Anfertigung des Bühnenbildes der Bühnenbildner mehr bei als der Dichter.

Da wir dies unterschieden haben, müssen wir nun sagen, wie der Aufbau der Handlungen sein soll, da ja dies das erste und wichtigste Stück der Tragödie ist.

Vorausgesetzt ist, daß die Tragödie die Nachahmung einer vollständigen und ganzen Handlung ist und von einer bestimmten Länge; es gibt ja auch ein Ganzes, das keine Länge hat. Ganz ist, was Anfang, Mitte und Ende besitzt. Anfang ist, was selbst nicht notwendig auf ein anderes folgt, aus dem aber ein anderes wird oder entsteht. Ende umgekehrt ist, was selbst aus anderem folgt, aus Notwendigkeit oder in der Regel, ohne daß aus ihm etwas weiteres mehr entsteht. Mitte endlich, was nach anderem und vor anderem ist.

Es dürfen also Handlungen, die gut aufgebaut sein sollen, weder an einem beliebigen Punkte beginnen noch an einem beliebigen Punkte aufhören, sondern müssen sich an die angegebenen Formen halten.

Gallier und Germanen.

Cäsar, Denkwürdigkeiten vom Gallischen Krieg, VI, 11—24. Nach
Karl Blümel.

In Gallien finden sich nicht nur in allen einzelnen Kantonen, Gauen und Gemeinden, sondern beinahe auch in jedem Hause Parteien. Führer dieser Parteien sind die, welche nach der öffentlichen Meinung das größte Ansehen besitzen. Ihrem Gutdünken und Urteil fällt die höchste Entscheidung bei allen Verhandlungen und Entschlüssen anheim. Diese Einrichtung ist, wie es scheint, in alter Zeit deshalb getroffen worden, damit der gemeine Mann nicht der Hilfe gegen Mächtigere entbehre. Denn kein Häuptling duldet, daß sein Anhang unterdrückt oder beeinträchtigt werde, sonst ist es mit seinem Ansehen bei den Seinigen vorbei. Gerade so steht es mit den Verhältnissen Galliens im großen und ganzen.

In Gallien gibt es überhaupt nur zwei Klassen von Menschen, die einigermaßen Geltung und Ansehen haben. Denn das gemeine Volk wird den Sklaven gleich geachtet; es kann nichts auf eigene Hand unternehmen und wird zu keiner Beratung beigezogen. Die meisten sind durch Schulden oder hohe Steuern oder die Unbill der Mächtigen so gedrückt, daß sie sich in die Hörigkeit der Adelligen begeben. Diese haben dann gegen solche Leute ganz die gleichen Rechte wie die Herren gegen ihre Sklaven. Die erwähnten beiden Klassen aber sind die Druiden und die Ritter.

Die Druiden besorgen den Gottesdienst, die öffentlichen und privaten Opfer und erklären die Satzungen der Religion. Viele Jünglinge, die sich ausbilden wollen, kommen daher bei ihnen zusammen; bei den Galliern stehen sie in hohem Ansehen. Denn sie entscheiden fast über alle öffentlichen und privaten Streitigkeiten. Wurde ein Verbrechen oder eine Mordtat verübt, handelt es sich um einen Erbschafts- oder Grenzstreit, so sind sie ebenfalls Richter und bestimmen über Belohnung und Strafe. Will sich aber ein einzelner oder ein ganzer Volksstamm ihrem Spruche nicht unterwerfen, so schließen sie ihn von den Opfern aus. Dies ist die härteste Strafe, die bei ihnen verhängt wird. Wer so in den Bann getan worden ist, gilt als Gottloser und Verbrecher. Jedermann geht ihm aus dem Wege und vermeidet jedes Gespräch, um ja nicht durch die Ansteckung Schaden

zu erleiden. Er mag lange bitten: es wird ihm weder Recht gegeben, noch ein Ehrenamt übertragen.

Die Druiden nehmen gewöhnlich nicht am Kriege teil, zahlen auch keine Steuern und sind von allen Lasten befreit. Infolge dieser großen Vorrechte wenden sich viele diesem Stande zu, teils aus freien Stücken, teils von ihren Eltern und Verwandten dazu bestimmt. Weil sie dort eine große Anzahl Formeln auswendig lernen müssen, dauert die Schulung für manche sogar zwanzig Jahre. Es ist nämlich nicht erlaubt, diese Formeln aufzuschreiben, obwohl sich sonst die Gallier fast in allen Dingen, in öffentlichen und Privatangelegenheiten, des griechischen Alphabets bedienen. Denn sie wollen nicht, daß ihre Lehre im Volke bekannt werde, und ihre Jünger sollen nicht im Vertrauen auf das Niedergeschriebene die Stärkung des Gedächtnisses vernachlässigen. Sie lehren vor allem, daß die menschliche Seele unsterblich und nach dem Tode aus einem Körper in einen andern übergehe. Dadurch wollen sie die Todesfurcht bannen und zur Tapferkeit anfeuern. Überdies stellen sie noch viele Erörterungen an über die Gestirne und deren Lauf, über die Größe der Welt und der Erde, über das Wesen der Dinge wie über die Macht und Gewalt der unsterblichen Götter, und unterrichten darin auch die Jugend.

Die zweite Klasse bilden die Ritter, die insgesamt in den Krieg ziehen, so oft es die Not erfordert. Vor Cäsars Ankunft war dies fast jedes Jahr der Fall, sei es, daß sie entweder selbst angriffen oder sich gegen einen Angriff verteidigten. Je edler oder reicher ein Ritter ist, desto mehr Dienstmännern und Schutzbefohlene hat er in seinem Gefolge.

Die ganze gallische Nation hält viel auf gottesdienstliche Gebräuche. Wenn daher jemand von einer schweren Krankheit befallen wird oder Schlachten und anderen Gefahren entgegengeht, pflegt er Menschenopfer darzubringen oder zu geloben und läßt die Druiden die gottesdienstliche Handlung besorgen. Sie glauben nämlich, die unsterblichen Götter könnten nur besänftigt werden, wenn für ein Menschenleben wieder ein Menschenleben geopfert werde. Solche Opfer sind bei ihnen sogar von Staats wegen eingeführt. Einige Stämme verwenden dabei Gebilde von ungeheurer Größe, deren Glieder aus Reisiggeflecht gebildet und mit lebenden Menschen angefüllt werden; hierauf zündet man sie von unten an, die Menschen werden von den Flammen

erfaßt und geben ihren Geist auf. Man glaubt zwar, die Opferung derer, welche bei Diebstahl, Raub oder einem andern Verbrechen ergriffen worden sind, sei den unsterblichen Göttern angenehmer; wenn aber solche Leute mangeln, opfert man auch Unschuldige.

	Vulgata	Wulfila-Bibel	Tatian	Evangelienbuch	Luthers Septemberbibel	Riethmüller	Wilckens
	<i>ca 400 n. Chr.</i>	<i>um 370</i>	<i>um 830</i>	<i>um 850</i>	<i>1521</i>	<i>1964</i>	<i>1974</i>
5	et pastores erant in regione eadem vigilantes et custodientes vigilias noctis supra gregem suum	jah hairdjos wesun in þamma samin landa, þairhwakandans jah witaandans wahtwom nahts ufaro hairdai seinai.	Uuarun thô hirta in thero lantskeffi uuahhante inti bihaltante nahtuuahtha ubar ero euuit.	Und di hirten wâren in dem selbin künigrîche wachinde und hûtinde des nachtis und wachiten ubir ire herte.	Vnnd es waren hirtten ynn der selben gegend auff dem feld, bey den hurttten, vnnd hutteten des nachts, yhrer herde,	In der Umgebung befanden sich Schafhirten auf ihren Weideplätzen. Die hielten Nachtwache bei ihrer Herde.	Nun waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde und hielten Nachtwache bei ihren Herden.
10	et ecce angelus Domini stetit iuxta illos et claritas Dei circumfulsit illos et timuerunt timore magno	ip aggilus frauþins anagam ins jah wulþus frauþins biskain ins, jah ohtedun agisa mikilamma.	Quam thara gotes engil inti gistuont nâh in, inti gotes berahmessi bischein sie; giforhtun sie im thô in mihhilero forhtu.	Und sich der engil des herren stünt nebin en, und gotis clârheit ummeschein sie, und si vorchten sich mit grôzir vorchte.	vnnd sihe, der engel des herrn trat zu yhn, vnd die klarheyt des herren leuchtet vmb sie, vnnd sie furchten sich seer,	Plötzlich trat ein Engel Gottes mitten unter sie, und das majestätische Licht des Herrn überstrahlte sie. Da erschrakten sie bis auf den Grund ihres Herzens.	Da trat der Engel des Herrn zu ihnen, und die Herrlichkeit des Herrn umstrahlte sie, und großer Schrecken kam über sie.
15	et dixit illis angelus nolite timere ecce enim evangelizo vobis gaudium magnum quod erit omni populo	jah qaþ du im sa aggilus: ni ogeiþ, unte sai, spillo izwis faheid mikila, sei wairþiþ allai managein,	Inti quad im thie engil: ni curet iu forhten, ih sagen iu mihhilan gifehon, ther ist allemo folke,	Und der engil sprach zû en: «Vorchtet iuch nicht! wan seht ich êwangelizîre iuch grôze vroude di da wirt allem volke.	vnnd der Engel sprach zu yhn, furcht euch nicht, Sehet, ich verkündige euch grosse freude, die allem volck widerfaren wirt,	Aber der Engel sprach sie an: «Erschreckt nicht! Hört, ich bringe euch eine überwältigende Freude, die für das ganze Volk bestimmt ist.	Der Engel sagte zu ihnen: «Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die dem ganzen Volke widerfahren wird:
20	quia natus est vobis hodie salvator qui est Christus Dominus in civitate David	þatei gabaurans ist izwis himma daga nasjands, saei ist Xristus frauþa, in þaurg Daweidis.	bithiu uuanta giboran ist iu hiutu Heilant, ther ist Christ truhtin in Dauides burgi.	Wan hûte ist uns geborn der heilant der da ist Christus der herre in der stat Dâvidis.	denn euch ist heutte der heylant geporn, wîcher ist Christus der herre, ynn der stad David,	Heute ist in Davids Stadt für euch der Retter geboren worden: Christus, der Herr.	Heute ist euch der Retter geboren – das ist Christus der Herr – in der Stadt Davids.
25	et hoc vobis signum	jah þata izwis taikns:	Thaz sî iu zi zeichane,	Und daz sî iuch ein zeichen:	vnnd das hæbt zum zeychen,	Und das soll euch als Zeichen dienen:	Und dies sei das Zeichen für euch:

I

Eiris sâzun idisi, sâzun hera duoder.
suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
suma clûbôdun umbi cuoniouuidi:
insprinc haptbandun, invar vlgandun.

2

Phol ende Uodan vuorun zi holza.
dâ uuart demo Balderes volon stn vuoz birenkit.
thû biguol en Sinthgunt, Sunna era suister;
thû biguol en Frîia, Volla era suister;
thû biguol en Uodan, sô hê uuola conda:
sôse bënrenkt, sôse blutrenkt,
sôse lidirenkt:
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse geltmida sn.

I

Einstmals setzten sich Idise, setzten sich hierhin, dorthin und dahin, manche Hafte hefteten, manche lähmten das Heer (der Feinde), manche klaubten um heilige Fesseln: Entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden! —

2

Vol und Wotan ritten in den Wald. Da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt. Da besprach ihn Sinthgunt (und) Sonne, ihre Schwester. Da besprach ihn Fria (und) Volla, ihre Schwester, da besprach ihn Wotan, der es wohl konnte: Wie die Beinrenke, wie die Blutrenke, wie die Gliedrenke: Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Glied, als ob sie geleimt seien! —

(Übersetzt v. Fr. v. der Leyen)

Ek gelôbo in got

WULFILA · Bibelübersetzung (Codex Argenteus)

Atta unsar þu in himinam, weihnai namô þein.
Vater unser du in [den] Himmeln, geweiht werde [der] Name dein.
qimai þiudinassus þeins. waþþái wilja þeins
[Es] komme [die] Herrschaft deinige. [Es] werde [der] Wille deiner
swê in himina jah ana aþþai. hlaif unsarana þana
wie in [dem] Himmel [als] auch auf Erden. Brot unseres das
sinteinan gif uns himma daga. jah aflêt uns
tägliche gib uns [an] diesem Tage. Und erlaß uns,
þatei skulans sijaima, swaswê jah weis aflêtam
daß Schuldige wir seien, gleichwie auch wir erlassen
þaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns
den Schuldnern unsern. Und nicht mögest du bringen uns
in fraistubnjai, ak lausei uns af þamma ubilin
in Versuchung, sondern [er-]löse uns von dem Üblen;
untê þeina ist þiudangardi jah mahts jah wulþus
denn deines ist [die] Herrschaft und [die] Macht und [die] Herrlichkeit
in aiwins. amên.
in Ewigkeit. Amen.

Von der Klage der minnenden Seele

... Herre, ich will dich zwei Dinge fragen,
 Die sage mir nach deinen Gnaden:
 Wenn meine Augen trauern elendiglich
 Und mein Mund schweiget einfältiglich
 Und meine Zunge ist in Kummer gebunden
 Und meine Sinne mich fragen von Stunde zu Stunden,
 Was mir sei, – so ist das mir,
 Herre, alles nach *dir*!
 Und mein Fleisch verfällt mir,
 Mein Blut vertrocknet,
 Mein Gebein erkaltet, meine Adern krampfen
 Und mein Herze schmilzet nach deiner Minne
 Und meine Seele brennet mit eines hungrigen Löwen
 Stimme.

Wie mir da ist, wo du da bist,
 Viel Lieber, das sage mir!

»Dir ist wie einer neuen Braut,
 Der im Schlafe entgangen ist ihr Einziger traut,
 Zu dem sie sich mit ganzer Treue geneiget
 Und kanns nit ertragen, daß er ein Stund von ihr scheidet.
 Erwacht sie, so kann sie sein nit mehr haben,
 Nur so viel, als sie ihn im Sinne mag tragen, –
 Davon hebt sich all ihr Klagen.
 Solang dem Jüngling seine Braut nit ist heimgegeben,
 So muß sie oft einsam ihm fern sein. –
 Ich kumm zu dir nach meiner Lust, wann ich will;
 Sei du wohlgezogen und still
 Und verbirg deinen Kummer, wo du kannst,
 So mehrt sich an dir der Minne Kraft.

Nu sage ich dir, wo ich dann bin:
 Ich bin in mir selbst in allen Stätten und in allen Dingen,
 Wie ich je ward sunder Beginnen,
 Und ich warte dein im Baumgarten der Minne
 Und breche dir die Blume der süßen Einung
 Und mache dir da ein Bette
 Aus dem lustlichen Grase der heiligen Erkenntnis,
 Und die lichte Sonne meiner ewigen Gottheit
 Bescheinet dich mit dem verborgenen Wunder meiner
 Anmut,
 Wovon du heimlich ein wenig bezeuget hast.
 Und da neige ich dir den höchsten Baum meiner heiligen
 Dreifaltigkeit,
 Da brichst du dann die grünen, weißen, roten Äpfel meiner
 sanften Menschheit,
 Und so beschirmt dich der Schatten meines heiligen Geistes
 Vor aller irdischen Taurigkeit,
 So kannst du nit gedenken an dein Herzeleid.
 So du den Baum umfängst, so lehre ich dich der Mägde
 Sang,

Die Weise, die Worte, den süßen Klang,
 Den die alleine in sich selber nit können verstahn,
 Die von der Unkeuschheit durchdrungen sind, –
 Doch sölln auch sie süßen Wandel han. –
 Liebe, nu heb zu singen an und laß hören, wie du's
 kannst.«–

O weh, mein viel Lieber, ich bin heiser in der Kehle meiner
 Keuschheit,

Aber der Zucker deiner süßen Güte
 Hat meine Kehle zum Schallen gebracht,
 Daß ich nu singen kann also, Herre:
 Dein Blut und meins ist eines, unbefleckt,
 Deine Minne und meine ist eins, ungeteilet,
 Dein Kleid und meines ist eins, unbeschmutzt,
 Dein Mund und meiner ist eins, ungeküßt.
 Das sind die Worte des Sanges der Minnestimme,
 Und der süße Herzensklang müsse bleiben,
 Denn das vermag kein irdische Hand zu beschreiben.

Von der Hofreise der Seele

Wenn die arme Seele kommt zu Hofe, so ist sie weise und
 wohlgezogen. Da sieht sie ihren Gott fröhlich an. Eia, wie
 lieblich wird sie da empfangen! Da schweigt sie und begehrt
 unermesslich seines Lobes. Da weist er ihr in großer
 Begehrung sein göttlich Herze, das ist gleich dem roten
 Golde, das da in einem großen Kohlenfeuer schmilzt. Und
 er nimmt sie in sein glühendes Herz. Wenn sich der hohe
 Fürst und die kleine Dirne also umhalsen und vermengt sind
 wie Wasser und Wein, dann wird sie zu nichte und kommt
 von sich selbst, als ob sie nicht mehr könnte. Er aber ist
 minnesiech nach ihr, wie er je war, denn er nimmt weder zu
 noch ab. Und sie spricht:

Herr, Du bist mein Trost,
 meine Begehrung,
 mein fließender Bronn,
 meine Sonn',
 und ich bin Dein Spiegel. –

Dies ist die Hofreise der minnenden Seele, die ohne Gott
 nicht zu sein vermag.

Physiologus

«Naturforscher», eine Naturlehre, die reale und Fabeltiere beschreibt und theologisch ausdeutet. Sie entstand im orientalischen Christentum, wurde im 4. Jahrhundert ins Lateinische übersetzt und spielte im Mittelalter in ganz Europa eine wichtige Rolle. Lateinische Vorlage für die drei deutschen Bearbeitungen des 11. und 12. Jahrhunderts (der ältere, der jüngere und der gereimte/Millstätter Physiologus) waren die *Dicta Chrysostomi* in einer gekürzten Fassung.

Texte nach: Die religiösen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts I. Hg. von Friedrich Maurer, Tübingen 1964.

Der altdeutsche Physiologus, ... Hg. von Friedrich Maurer, Tübingen 1967 (= ATB 67).

>Der jüngere Physiologus<

Prosaübersetzung, entstand um 1120/30 in Oberdeutschland und ist erhalten in einer Wiener Handschrift (2. Hälfte 12. Jahrhundert) im Zusammenhang mit *Genesis* und *Exodus*.

Das Einhorn

(1) Ouch ist ein tier unte heizzit Einhurno. von deme zellit Physiologus, daz iz suslich gislahte habe. (2) Iz ist luzzil tier unte ist deme Chizzine gilich unte ist vile chuone. Iz habit ein horn an deme houbite. nehein man nimag in givahen, neware mit disme liste. (3) Man nimit eine magit unte leitett sie in die stat, da der Einhurn emzige wisit, unt lazzit sie eine da. (4) So der Einhurne si gisihet, so springet er in ir barm unde slaffet. so wirt er gevangen unde leitet man in zuo des chuniges phalinze. (5) Also tet unser trehtin, der haltende Christ, der geistlich Einhurne ist, so David sprach: «er ist min liebo also des Einhurnen sun» und chut ave sus: «Sin gewalt wirt erhohet also des Einhurnen horn». sus chut Zacharias: «er irchuchet in Davidis geslahte daz horn unsere heile»; unt in dem buoche deutronomio da ist sus gescriben: (6) Moyses, do er wihte Josebes geslahte, do chod er: «du min erister sun, din anesune ist getan also des Pharres, diniu horn sint getan, also des tieris Rinocerotis.» (7) Daz er ave ein horn habit, daz bezeichinot, daz Christ sprach: «Ich unt min vater wir birn ein»; Christis

Erhalten zusätzlich in einem gereimten kurzen Bruchstück in einer Münchener Handschrift (12. Jahrhundert, aus Schäftlarn).

(1), (2), ...: Initialen in der Handschrift.

2 *suslich*: solche. *gislahte* (s. *geslehte*): Gestalt, Wesen. *luzzil* s. *lützel*. *Chizzine* = *kiz* stn.: Kitz.

3 *chuone* s. *küene*. *nehein* ... *nimag*: keiner vermag. *givahen*: fangen.

4 *neware*: außer.

5 *wisit* (von *wësen*: sich aufhalten): grast, äst.

6 *barm* stm.: Schoß.

7 *phalinze* stf.: Wohnung, Pfalz. *haltende*: rettende, erhaltende.

8 *so*: wie.

9 *chut*: sprach.

9, 13 *ave*: aber.

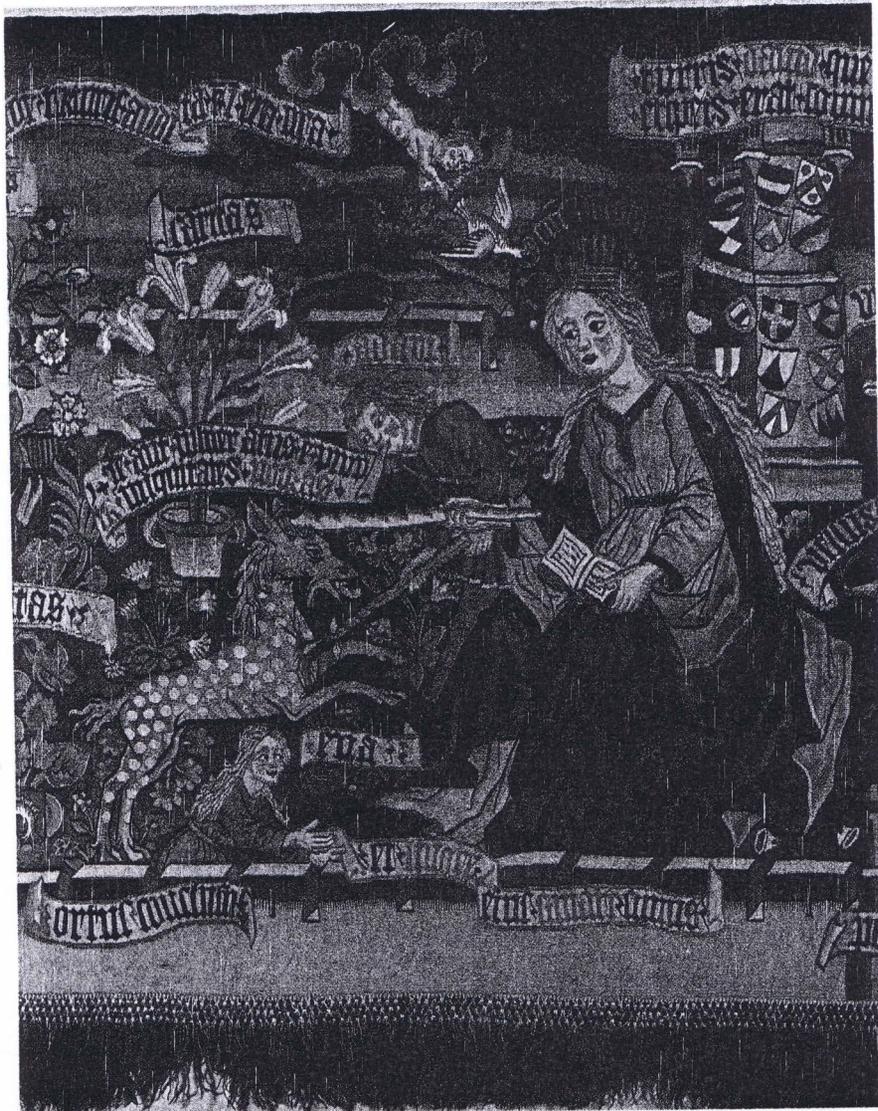
10 *irchuchet*: erweckt.

11 *deutronomio*: s. Buch Mose. *wihte*: segnete.

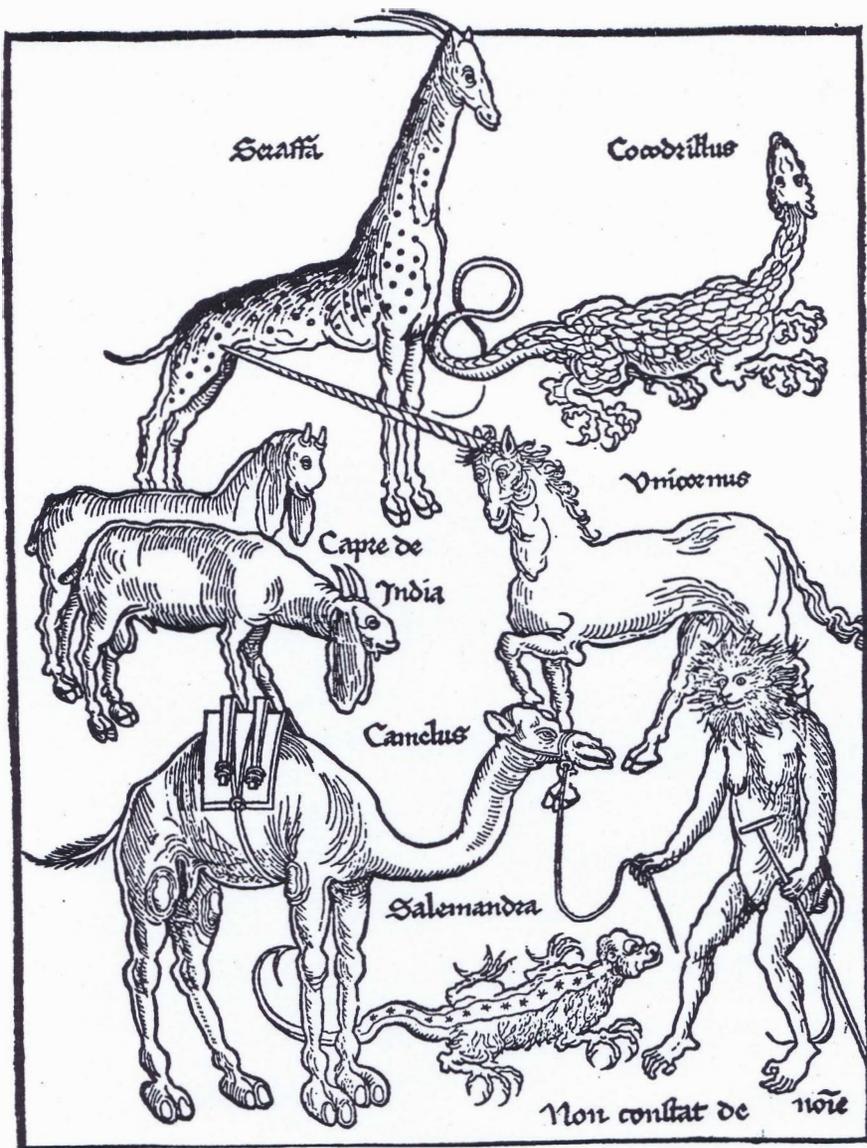
12, 23 *chod*: sprach.

12 *anesune* stn.: Angesicht. *Phar* stm.: Stier.

14 *birn* (1. P. Pl. Präs. von *bin*): sind.



Gewirkter Bildteppich von 1480: Maria mit dem Einhorn (vgl. S. 45 ff. und S. 396).

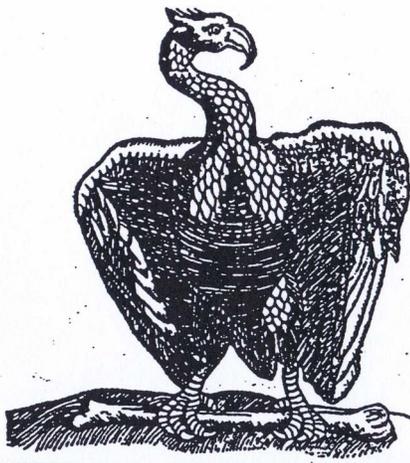


Holzschnitt von 1486: Tiere des Heiligen Landes (vgl. S. 44 f. und S. 396).

15 houbit daz ist got. (8) Sin chuoni diu meinit daz, wante neheine furstuomo
 noch gewalte noch herschaft in vernemen nimahten noch helle nimahte in
 gehalten. (9) Daz er luzzil ist, daz meinit diu diemuoti siner libhafte, also er
 selbe sprach: «Lirnet von mir, want ich milte bin unte diemuotis herzen». (10)
 Er got ist so chuoni, daz ter unchustigi tiefel firmenem noch ersuochen nimach
 20 die gitougen siner libhafti. (11) Mit einim deme willen sines vater so fuor er in
 die wambe der unbiruortin magide; duo wart daz wort ze fleiske getan unde
 wonet in uns. (12) «Daz der Einhurne dem Chizze gelich ist, daz bezeichinot
 unseren haltare, also Sante Paulus chod: «Got wart getan in suntiges lichnamen
 bilde, do verdamnote er unsere sunte mit sineme lichenamen.»

15 *chuoni*: Tapferkeit, Stärke. *meinit*:
 bedeutet. *furstuomo*: Fürstentum.
 16 *vernemen* stv. IV: gefangennehmen.
 17 *gehalten*: halten. *libhafte* stf.: Leiblich-
 keit, Körperlichkeit.
 19 *unchustig* adj.: unrein. *ersuochen*: er-
 gründen, erforschen.
 20 *gitougen* stf.: Geheimnis.

21 *unbiruortin*: unberührten.
 21 f. da wurde das Wort zu Fleisch und
 wohnt unter/bei uns.
 23 *haltare* stm.: Bewahrer, Erlöser, Er-
 halter, Retter.
 23 f. *getan in suntiges lichnamen bilde*: ge-
 schaffen im Bilde des sündigen Leibes.



19. VOM GEIER⁸⁶

Wohlgesprochen hat unser Herr und Heiland im Evangelium: Wehe den Schwangeren und den stillenden Müttern⁸⁷.

Der Physiologus hat über den Geier gesagt, daß er gefunden werde an erhabenen Stätten und in der Höhe, und er schlummert auf den steilen Felsen und auf den Zinnen der Berge. Wenn er nun schwanger wird, zieht er nach Indien und holt den Gebärstein. Der Stein aber hat das Aussehen einer *ß*. Wenn du ihn bewegen willst, dann hüpfet ein anderer Stein in seinem Inneren und klappert und klopft. Wenn nun das Weibchen in die Wehen kommt und den Stein holt, so setzt es sich auf ihn und gebiert ohne Pein.

Auch du nun, Mensch, so du schwanger wirst des heiligen Geistes, nimm den geistlichen Gebärstein, jenen Stein; der

Art seiner Mutter, und nicht Spelzen wegen der Art seines Vaters. So geht er nun zugrunde darum, daß er keine Nahrung hat.

So ist auch der Mann, der zwei Seelen hat, unstät auf allen seinen Wegen⁸⁸. Man soll nicht gehen auf zweierlei Straßen⁸⁹, noch zwiefältig reden im Gebet; und ist nicht gut das Ja-Nein und das Nein-Ja, sondern nur das Ja-Ja und das Nein-Nein⁹⁰.



21. VOM WIESEL⁹⁶

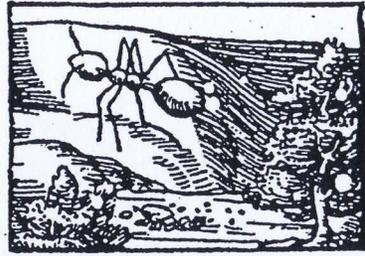
Das Gesetz spricht: *iß nicht das Wiesel, noch etwas, das ihm gleicht*⁹⁷.

Der Physiologus hat davon gesprochen, daß es folgende Art habe: Sein Mund empfängt vom Männchen, und wenn es schwanger geworden ist, gebiert es durch die Ohren. Übel aber gebären sie durch die Ohren.

Es gibt aber gewisse Leute, die essen unstät das himmlische und geistliche Brot in der Kirche; sind sie aber wieder auf sich selber gestellt, so werfen sie das Wort des Herrn aus ihren Ohren heraus, dem unreinen Wiesel gleich, und werden wie die taube Schlange, welche ihre Ohren verstopft⁹⁸.

Drum *iß nicht das Wiesel noch das, was ihm ähnlich ist.*

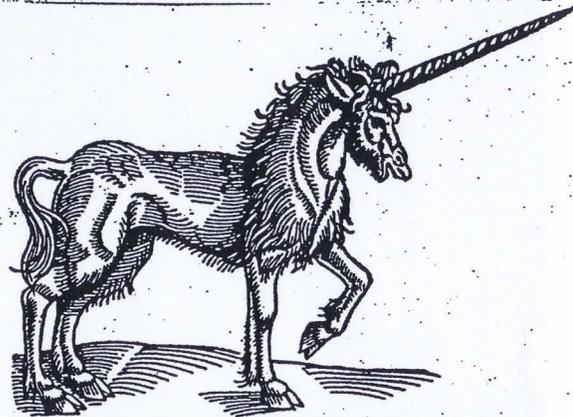
verworfen wurde von den Bauleuten, der zum Eckstein ist worden⁸⁸, und laß dich auf ihm nieder⁸⁹, gleichwie Jesaja sprach, der Prophet: In deiner Furcht, Herr, wurden wir schwanger, und lagen in Wehen, und gebären den Geist des Heiles auf Erden⁹⁰. Denn wahrhaft helfend zu guter Geburt ist dieser Stein des heiligen Geistes, unser Herr Jesus Christus, behauen ohne menschlicher Hände Werk, das heißt ohne menschlichen Samen geboren aus der Jungfrau; und gleich wie der Gebärstein in sich hatte einen anderen klingenden Stein, so hatte auch der Leib des Herrn in sich den Klang der Göttlichkeit.



20. VOM AMEISENLÖWEN⁹¹

Eliphas, der König von Theman, sprach: Der Ameisenlöwe ging zugrunde darum, daß er kein Futter fand⁹².

Der Physiologus sagt, dieser habe das Antlitz des Löwen, und das Hinterteil der Ameise. Sein Vater ist ein Fleischfresser, aber seine Mutter verzehrt Spelzen. So sie nun miteinander den Ameisenlöwen zeugen, zeugen sie ihn als ein Wesen von zweierlei Art; und er kann nicht Fleisch fressen wegen der



22. VOM EINHORN⁹⁹

Und wird erhöht werden, sagt der Psalmist, mein Horn wie das des Einhorns¹⁰⁰.

Der Physiologus sprach vom Einhorn, daß es eine solche Eigenart habe: Ist ein kleines Tier, ähnelt einem Zicklein, hat aber einen gar scharfen Mut. Nicht vermag der Jäger ihm zu nahen darum daß es große Kraft hat.

Ein einzig Horn hat es, mitten auf dem Haupte. Wie aber wird es gefangen? Man legt ihm eine reine Jungfrau, schön ausgestattet, in den Weg. Und da springt das Tier in den Schoß der Jungfrau, und sie hat Macht über es, und es folget ihr, und sie bringt es ins Schloß zum König.

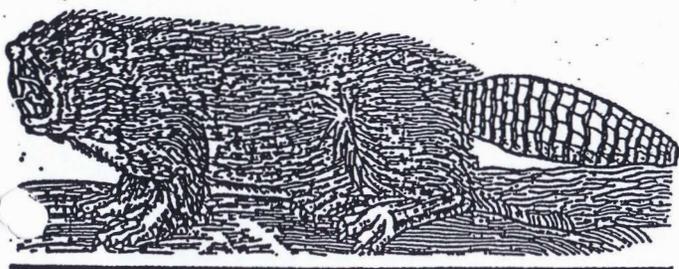
Dies nun wird übertragen auf das Bildnis unseres Heilands. Denn es wurde auferweckt aus dem Hause David das Horn unseres Vaters, und wurde uns zum Horn des Hells¹⁰¹. Nicht vermochten die Engelsgewalten ihn zu bewältigen, sondern er ging ein in den Leib der wahrhaftig und immerdar

Jungfräulichen Maria, und das Wort ward Fleisch, und woh-
niete unter uns¹⁰².

*

Ist ein einhörntiges Tier, und so wird's auch geheissen. Aber in
jenen Gegenden ist ein großer See, und da sammeln sich die
wilden Tiere, um zu trinken.

Ehe jedoch die Tiere versammelt sind, kriecht die
Schlange heran und speit ihr Gift in das Wasser. Die Tiere nun
spüren das Gift und wagen nicht zu trinken; und da warten sie
auf das Einhorn, und das kommt, und stracks geht es in das
Wasser und schlägt mit dem Horn ein Kreuz, und damit macht
es die Kraft des Giftes zunichte, und da es von dem Wasser
trinkt, trinken auch all jene anderen Tiere.



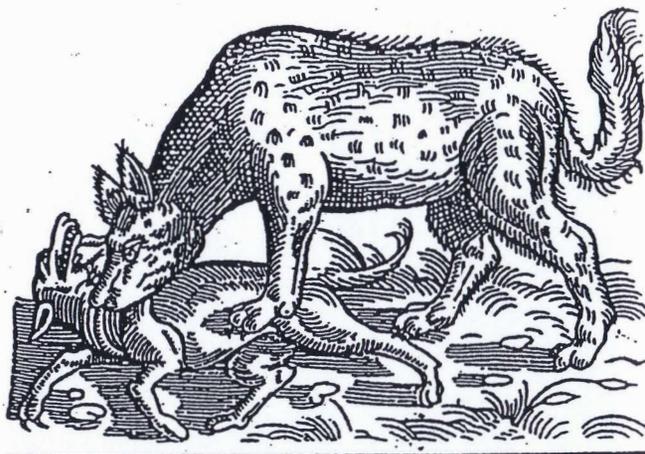
23. VOM BIBER¹⁰³

Ist ein Wesen, heißt Biber, ganz sanft und ruhig. Seine
Geschlechtsteile sind nützlich als Arznei. Wenn er nun vom
Jäger verfolgt wird und merkt, daß man ihn fassen werde,
reißt er diese sich ab und wirft sie dem Jäger hin. Gerät er
dann aber an einen anderen Jäger, dann legt er sich auf den

Rücken. Merkt nun der Jäger, daß der Biber keine Ge-
schlechtsteile mehr hat, dann läßt er von ihm ab.

Auch du also, Bürger der Gemeinde, gib dem Jäger, was
des Jägers ist¹⁰⁴. Der Jäger aber ist der Teufel, sein Eigentum
jedoch sind: Hurerei, Unzucht und Totschlag¹⁰⁵. So reiß
dergleichen von dir ab und gib's dem Jäger, und er wird vor
dir ablassen, auf daß auch du sprichst: Meine Seele ist wie
ein Vogel, der dem Netz der Vogelsteller entronnen ist¹⁰⁶.

Wohlgeredet hat also der Physiologus über den Biber.



24. VON DER HYÄNE¹⁰⁷

Das Gesetz spricht: Iß nicht die Hyäne, noch was ihr gleicht¹⁰⁸.

Der Physiologus hat von ihr gesagt, sie sei mannweiblich,
nämlich zu Zeiten männlich, zu Zeiten weiblich. Sie ist ein

Physiologus

«Naturforscher», eine Naturlehre, die reale und Fabeltiere beschreibt und theologisch
ausdeutet. Sie entstand im orientalischen Christentum, wurde im 4. Jahrhundert ins
Lateinische übersetzt und spielte im Mittelalter in ganz Europa eine wichtige Rolle.
Lateinische Vorlage für die drei deutschen Bearbeitungen des 11. und 12. Jahrhunderts
(der ältere, der jüngere und der gereimte/Millstätter Physiologus) waren die *Dicta
Chrysostomi* in einer gekürzten Fassung.

Texte nach: Die religiösen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts I. Hg. von
Friedrich Maurer, Tübingen 1964.

Der altddeutsche Physiologus, ... Hg. von Friedrich Maurer, Tübingen 1967 (= ATB
67).

Man giht, daz nieman edel si

Man giht, daz nieman edel si
 niwan der edellichen tuot.
 und ist daz war, des mugen sich genuoge herren
 schamen,
 Die niht vor schanden sint behuot,
 ja wont in valsch und erge bi:
 diu dri verderbent milte und ere und ouch den edelen
 namen.
 Owe daz er ie guot gewan,
 der sich die schande und erge lat von manegen eren
 dringen!
 der solte sehen die armen hochgemuoten an,
 wie die mit hövescheit kunnen wol nach ganzer wirde
 ringen.
 ein armer der ist wol geborn, der rehte vuore in tugenden
 hat;
 so ist ein ungeslahte gar, swie riche er si, der schanden bi
 gestat.¹⁵⁰

WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Ich saz uf eime steine

Ich saz uf eime steine,
 und dahte bein mit beine:
 dar uf satz ich den ellenbogen:
 ich hete in mine hant gesmogen
 daz kinne und ein min wange.
 do dahte ich mir vil ange,
 wie man zer welte solte leben:
 deheinen rat kond ich gegeben,
 wie man driu dinc erwurbe,
 der keines niht verdurbe.
 diu zwei sint ere und varnde guot,
 daz dicke ein ander schaden tuot:
 daz dritte ist gotes hulde,
 der zweier übergulde.
 die wolte ich gerne in einen schrin.
 ja leider desn mac niht gesin,
 daz guot und weltlich ere
 und gotes hulde mere
 zesamene in ein herze komen.
 stig unde wege sint in benomen:
 untriuwe ist in der saze,
 gewalt vert uf der straze:
 fride unde reht sint sere wunt.
 diu driu enhabent geleites niht, diu zwei
 enwerden e gesunt.¹⁶¹

Man sagt, daß niemand ein Edelmann sei

Man sagt, daß niemand ein Edelmann sei,
 der nicht auch edel handelt.
 Und wenn das wahr ist, dann müssen sich viele hohe
 Herren schämen,
 die sich nicht vor einem schlechten Ruf in acht nehmen,
 denn bei ihnen sind Schlechtigkeit und Geiz:
 diese drei zerstören die Freigebigkeit, das Ansehen und
 den Ruf, ein Edler zu sein.
 Ach, daß der jemals Besitz gewann,
 der sich durch die Schändlichkeit und den Geiz von
 Ruhm und Anerkennung abbringen läßt.
 Der sollte sich einmal diejenigen Armen ansehen, die die
 rechte Gesinnung besitzen,
 wie diese mit richtigem höfischen Benehmen großes
 Ansehen erringen können.
 Ein Armer ist dann wohlgeboren, wenn er sein Leben in
 Anstand führt;
 ganz und gar aus schlechtem Haus ist also jemand, wie
 reich er auch sein mag, der sich
 an schändliche Taten hält.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Ich saß auf einem Stein

Ich saß auf einem Stein
 und schlug ein Bein über das andere.
 Darauf setzte ich den Ellenbogen:
 in meine Hand hatte ich das
 Kinn und eine Wange geschmiegt.
 So dachte ich eindringlich nach,
 auf welche Weise man auf der Welt leben müsse:
 Keinen Rat konnte ich aber geben,
 wie man drei Dinge so erwerben könne,
 ohne daß eines von ihnen zugrunde ginge.
 Zwei von ihnen sind Ehre und Besitz,
 die einander oft schaden;
 das dritte ist Gottes Gnade,
 die viel mehr wert ist als die beiden andern.
 Diese wollte ich gerne zusammen in einem Kästchen.
 Aber leider ist es nicht möglich,
 daß Besitz und weltliche Ehre
 und Gottes Gnade
 zusammen in ein Herz kommen.
 Weg und Steg sind ihnen genommen:
 Verrat liegt auf der Lauer,
 Gewalt beherrscht die Straße:
 Friede und Recht sind schwer verwundet,
 und solange die drei keine Sicherheit haben, werden
 die zwei nicht gesund.

Mittelhochdeutsche

Lyrik

um 1200

'Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozen
in mînem herzen:
verlorn ist daz slüzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.'

Wær diu werlt alliu mîn
von dem mere unz an den Rîn,
des wolt ich mich darben,
daz diu kûnegîn von Engellant
læge an mînem arme.

'Swaz hie gât umbe,
daz sint alle megede,
die wellent ân man
allen disen sumer gân!'

Floret silva nobilis
floribus et foliis.
ubi est antiquus
meus amicus?
hinc equitavit!
eia! quis me amabit?
Floret silva undique,
nâh mîme gesellen ist mir wê!

Gruonet der walt allenthalben.
wâ ist mîn geselle alsô lange?
der ist geriten hinnen.
owî! wer sol mich minnen?'

'Du bist mein, ich bin dein:
dessen sollst du gewiß sein.
Du bist verschlossen
in meinem Herzen:
verloren ist das Schlüsselein:
du mußt für immer drinnen sein.'

Ob alle Welt mein wäre
vom Meere bis zum Rhein,
darauf wollt ich verzichten,
wenn – die Königin von England
in meinem Arme läge.

'Was hier herumgeht,
das sind alles Mädchen,
die wollen ohne Mann
diesen ganzen Sommer gehn.'

'Es blüht der Wald herrlich
in Blumen und Blättern.
Wo ist mein
früherer Freund?
Von hinnen ist er geritten!
Ach, wer wird mich lieben?
Überall blüht der Wald,
Nach meinem Gesellen ist mir weh!

Es grünt der Wald allenthalben.
Wo ist mein Geselle so lange?
Der ist von hinnen geritten.
O weh! Wer wird mich lieben?'

Ritter von Kurenberg (12. JhdT.)

'Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Als ich ihn gezähmt, wie ich ihn haben wollte,
und sein Gefieder mit Gold geschmückt hatte,
hob er sich hoch auf und flog davon.

Seither sah ich den Falken schön fliegen:
er führte an seinem Fuße seidene Fesseln
und sein Gefieder war ganz rotgolden.
Gott sende sie zusammen, die einander gerne
liebhaben wollen.'

Frauen und Falken, die lassen sich leicht zähmen: 19
wer sie richtig lockt – so kommen sie dem Mann
entgegen.
So hat ein schöner Ritter um eine edle Dame
geworben.
Denk ich daran, bin ich wohl hohen Mutes.

Wie der dunkle Stern sich verbirgt, 20
so tu du, schöne Frau, wenn du mich siehst:
laß deine Augen dann zu einem andern Manne gehn.
So weiß doch nie jemand, wie's zwischen uns
zwein steht.

18 'Ich zôch mir einen valken mære danne ein jâr.
dô ich in gezamete als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant.

Sît sach ich den valken schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn.
got sende si zesamene die gerne geliep wellen
sîn!'

19 Wîp unde vederspîl diu werdent lîhte zam:
swer si ze rehte lucket, sô suochent si den
man.
als warb ein schœne ritter umb eine frouwen
guot.
als ich dar an gedenke, sô stêt wol hôhe mîn muot.

20 Der tunkele sterne sam der birget sich,
als tuo du, frouwe schœne, sô du sehest mich:
sô lâ du dîniu ougen gên an einen andern man.
son weiz doch lützel ieman wiez undr uns
zwein ist getân.

Walter von der
Vogelweide ca. 1170 - 1230



Uf der linden obene dâ sanc ein kleinez
vogellin. 27
vor dem walde wart ez lût: dô huop sich aber
daz herze mîn
an eine stat da'z ê dâ was. ich sach
die rôsebluomen stân:
die manent mich der gedanke vil die ich hin
zeiner frouwen hân.

'Es scheinen mir wohl tausend Jahr, daß ich
am Arm des Liebsten lag.
Ohne alle meine Schuld entzieht er sich mir
schon manchen Tag.
Seit ich Blumen nicht mehr sah, noch hörte
feiner Vögel Gesang,
Seit da war mir meine Freude kurz, dafür
mein Jammer allzu lang.'

'Schläfst du, mein schöner Liebster? 28
Bald wird man uns leider wecken.
Ein Vögelchen, ein wohlgestaltetes,
ist auf der Linde Zweig gekommen.'

'Ich war sanft eingeschlafen:
nun rufst du, Kind, mich auf!
Lieb ohne Leid, das kann nicht sein.
Was immer du befielst, das tu ich,
meine Freundin.'

Die Frau begann zu weinen.
'Du reitest und läßt mich allein.
Wann willst du wieder her zu mir?
O weh, du nimmst mein Glück zugleich mit dir!

SPERVOGEL

Sô wê dir armüete! du benimest dem man
beidiu witze und ouch den sin, dêr niht enkan.
die friunt getuont sîn lîhten rât,
swenn er des guotes niht enhât:
si kêrent ime den rugge zuo und grüezent in
vil trâge.
die wîle dêr mit vollen lebet, sô hât er holde
mâge.

SPERVOGEL

O weh dir, Armut! Du nimmst dem Mann
Witz und Verstand, daß er nichts taugt.
Die Freunde machen es leicht ohne ihn,
wenn er kein Vermögen hat:
sie kehren ihm den Rücken und grüßen ihn
verdrossen.
Solang er im vollen lebt, hat er treue
Verwandte.

Oben auf der Linde, da sang ein feines
Vögelchen. 27
Vor dem Walde ward es laut: da hob sich
wieder mein Herz
an eine Stelle, wo es einst schon war. Ich sah
die Rosenblüten stehn:
die erinnern mich der Gedanken, die ich
zu einer Frau hin habe.

'Ez dunket mich wol tûsent jâr daz ich
an liebes arme lac.
sunder âne mîne schulde fremedet er mich
manegen tac.
sît ich bluomen niht ensach noch hôrte
kleiner vogeles sanc,
sît was mir mîn fröide kurz und ouch
der jâmer alze lanc.'

28 Slâfest du, friedel ziere?
man weckt uns leider schiere:
ein vogellin sô wol getân
daz ist der linden an daz zwî gegân.'

'Ich was vil sanfte entslâfen:
nu rüefestu kint wâfen.
liep âne leit mac niht gesîn.
swaz du gebiust, daz leiste ich,
freundin mîn.'

Diu frouwe begunde weinen.
'du rîst und lât mich eine.
wenne wilt du wider her zuo mir?
owê du fûerst mîn fröide sament dir!'



OSWALD VON WOLKENSTEIN

Geboren 1376/78 Schloß Schöneck/Pustertal (?) als zweiter Sohn eines Adligen alten Tiroler Geschlechts. Einer der einflußreichen Ritter Tirols, schließlich auch Reichsritter; aktiv in der tiroler Landespolitik, Rechtsprechung (später auch Freischöffe der Feme) und in der Reichspolitik, Gesandter und später auch Rat Kaiser Sigismunds. Als Zehnjähriger wurde er Knappe und bereiste 14 Jahre lang Europa und Vorderasien (Rückkehr um 1400); irgendwann (1409/11?) unternahm er eine Reise ins Heilige Land. 1417 Heirat mit Margarethe von Schwangau. Gestorben am 2. 8. 1445 in Meran, begraben im Kloster Neustift.

Oswald ist der bedeutendste lyrische Dichter nach Walther von der Vogelweide. Er ließ seine Lieder in 2 Handschriften («A» und «B») aufschreiben (mit Noten und mit Portrait) und korrigierte diese persönlich. Er trug seine Lieder einem ihm genau bekannten Publikum vor und verquickte dabei öfter Autobiographisches und politische Anspielungen mit literarischen Topoi, so daß heute das Verstehen manchmal ziemlich schwierig ist.

Text nach: Die Lieder Oswalds von Wolkenstein. Unter Mitwirkung von Walter Weiß und Notburga Wolf hg. von Karl Kurt Klein, Musikanhang von Walter Salmen. 2. Neubearb. u. erw. Aufl. von Hans Moser, Norbert Richard Wolf und Notburga Wolf, Tübingen 1975 (= ATB 35).

Übersetzung: O. v. W., Eine Auswahl aus seinen Liedern. Hg., übers. u. erl. von Burghart Wachinger, Ebenhausen b. München 1964. – Nachdichtung aller Lieder (mit Melodien): Klaus J. Schönmetzler, O. v. W., Die Lieder. München 1979.

Biographie: Anton Schwob, O. v. W., Bozen 1979 (wissenschaftliche Biographie). – Dieter Kühn, Ich Wolkenstein, Frankfurt a. M. 1980 (= Insel-Tb. 497, erw. Aufl.).



Portrait Oswalds von Wolkenstein, um 1432 (vgl. S. 330 und S. 397).

Es fügt sich, do ich was von zehen jaren alt,
 ich wolt beschen, wie die werlt wer gestalt.
 mit ellend, armüt mangan winkel, heiß und kalt,
 hab ich gebawt bei cristen, Kriechen, haiden.
 5 Drei pfenning in dem peutel und ain stücklin brot,
 das was von haim mein zerung, do ich loff in not.
 von fremden freunden so hab ich manchen tropfen rot
 gelassen seider, das ich wand verschaiden.
 Ich loff ze fuß mit swerer büß, bis das mir starb
 10 mein vatter zwar, wol vierzen jar, nie roß erwarb,
 wann aines roupt, stal ich halbs zu mal mit valber varb,
 und des gelcich schied ich da von mit laide.
 Zwar renner, koch so was ich doch und marstaller,
 auch an dem rü- der zoch ich zu mir, das was swër,
 15 in Kandia und anderswo, ouch widerhar,
 vil mancher kittel was mein bestes klaide.

Gen Preussen, Littwan, Tartarei, Türkei uber mer,
 gen Frankreich, Lampart, Ispanien mit zwaïen kunges her
 traib mich die minn auf meines aigen geldes wer;
 20 Ruprecht, Sigmund, baid mit des adlers streiffen.
 franzoisch, mörisch, katlonisch und kastilian,
 teutsch, latein, windisch, lampertsch, reuschisch und roman,
 die zehen sprach hab ich gebraucht, wenn mir zerran;
 auch kund ich fidlen, trummen, paugken, pfeiffen.
 25 Ich hab umfarn insel und arm, mañig land,
 auff scheffen gros, der ich genos von sturmes band,
 des hoch und nider meres gelider vast berant;
 die swarzen see lert mich ain vas begreiffen,
 Do mir zerbrach mit ungemach mein wargatein,
 30 ain koufman was ich, doch genas ich und kom hin,
 ich und ain Reuß; in dem gestreuß houbgüt gewin,
 das sücht den grund und swam ich zu dem reiffen.

Ain künigin von Aragon was schon und zart,
 da für ich kniet, zu willen raicht ich ir den bart,
 35 mit hendlein weiß bant si darein ain ringlin zart
 lieplich und sprach: «non maïplus dis ligaides.»
 Von iren handen ward ich in die oren mein

Es fügt sich...: Einstimmiges Lied,
 Klein 18, Wachinger 44: «Lebens-
 beichte», ein Rückblick, entstanden
 etwa 1416. Die Binnenreime der Zeilen

6-8 und 9-11 werden durch die Schrei-
 bung der Handschrift zum Teil ver-
 deckt.

36 non maïplus...: löse es nie mehr ab.

Es fügte sich, als ich zehnjahre alt war,
 da wollte ich die welt kennen lernen.
 In not und armut, in manchem heißen, manchem kalten winkel
 habe ich seither gehaust, bei christen, orthodoxen, heiden.
 5 Drei pfennige und ein stücklein brot im beutel ^{Ausland}
 waren meine wegzehrung von daheim, als ich ins elend lief.
 Im streit mit fremden und freunden habe ich seitdem
 manchen tropfen blut gelassen, daß ich schon zu sterben glaubte.
 Ich lief zu fuß wie ein büßer, vierzehn jahre lang,
 10 bis mein vater starb, und nie kriegte ich ein pferd,
 nur eines; einen f lben: halb raubte, halb stahl ich ihn
 und auf die gleiche weise wurde ich ihn wieder mit schaden los.
 Ich war laufbote, koch, wahrhaftig, und pferdemeister,
 auch am ruder zog ich, das war schwer,
 15 bis nach Kreta und sonstwohin und wieder zurück.
 Oft war ein einfacher kittel mein bestes kleid.

Nach Preußen, Litauen, in die ^{Südengland} Türkei und übers meer
 zog ich mit eigenen mitteln, getrieben von der minne; in die Lombardci,
 nach Frankreich und nach Spanien mit den heeren zweier könige,
 20 Ruprecht und Sigmund, beide mit dem adlerwappen.
 Französisch, ^{arabisch} maurisch, ^{spanisch} katalanisch, ^{portugiesisch} kastilisch,
 deutsch, ^{slawisch} lateinisch, ^{bulgarisch} windisch, lombardisch, russisch und rumänisch,
 diese zehn sprachen habe ich gesprochen, wenn mich die not ankam.
 Auch konnte ich siedeln, trommeln, pauken, pfeifen.
 25 Ich bin um inseln, halbinseln und um manches land gefahren
 auf großen schiffen, die mich vor den fesseln des sturms retteten,
 und so bin ich über alle teile des meeres gerast, hinauf und hinab.
 Das Schwarze Meer lehrte mich, ein faß zu umklammern,
 als zu meinem unglück mein schiff zerbrach
 30 (ein kaufmann war ich damals), doch blieb ich heil und kam davon,
 ich und ein Russe; in diesem gefecht fuhr kapital samt gewinn
 zum meeresgrund, und ich schwamm an das ufer.

Eine königin von Aragonien, schön und zart war sie,
 vor der kniete ich und reichte ihr ergeben meinen bart hin;
 35 mit weißen händlein band sie ein feines ringlein hinein,
 freundlich, und sprach «non maïplus disligaides».
 Von ihrer hand wurden mir auch die ohren

gestochen durch mit einem Nadellein
nach ir gewonheit sloß si mir zwen ring dorein,

40 die trüg ich lang, und nennt man si raicades.
Ich sücht ze stund künig Sigmund, wo ich in vand,
den mund er spreutz und macht ain kreutz, do er mich kant,
der rüfft mir schier: «du zaigest mir hie disen tant,»
freuntlich mich fragt: «tün dir die ring nicht laides?»
45 Weib und ouch man mich schauten an mit lachen so;
neun personier kuniglicher zier, die waren da
ze Pärpian, ir babst von Lun, genant Petro,
der Römisch künig der zehent und die von Praides.

Mein tummes leben wolt ich verkeren, das ist war,
50 und ward ain halber beghart wol zwai ganze jar;
mit andacht was der anfangk sicherlichen zwar,
hett mir die minn das ende nicht erstöret.
Die weil ich rait und süchet ritterliche spil
und dient zu willen ainer frauen, des ich hil,
55 die wolt mein nie genaden ainer nussen vil,
bis das ain kutten meinen leib bedoret.
Vil manig ding mir do gar ring zu handen ging,
do mich die kappen mit dem lappen umbefing.
zwar vor und seit mir nie kain meit so wol verhing,
60 die mein wort freuntlich gen ir gehöret.
Mit kurzer schnür, die andacht für zum gibel aus,
do ich die kutt von mir do schutt in nebel rauß,
seid hat mein leib, mit leid vortreib vil mangeln strauß
gelitten, und ist halb mein freud erfröret.

65 Es wër zu lang, solt ich erzellen all mein not,
ja zwinget mich erst ain ausserweltes mündli rot,
da von mein herz ist wund bis an den bittern tod;
vor ir mein leib hat mangeln swaiß berunnen.
Dick rot und blaiich hat sich verkert mein angesicht,
70 wann ich der zarten dieren hab gewunne phlicht,
vor zittern, seufzen hab ich oft emphunden nicht
des leibes mein, als ob ich wër verbrunnen.
Mit grossem schrick so bin ich dick zwaihundert meil
von ir gerösst und nie getrösst zu kainer weil;
75 kelt, regen, snee tet nie so we mit frostes eil,
ich brunne, wenn mich hitzt die liebe sunne.
Won ich ir bei, so ist unfrei mein mitt und maß.

40 raicades: Ohrgehänge (unkorrekt
wiedergegebenes Aragonisch).

durchstochen mit einer Nadel
und sie schloß mir, wie es dort sitte ist, zwei ringe tunein;

40 die habe ich lange getragen; sie werden racaides genannt.
Als bald suchte ich künig Sigmund auf, wo er gerade war.
Er riß den mund auf und bekreuzigte sich, als er mich erkannte;
er rief mir gleich zu: «was zeigst du mir da für tand?»
und fragte mich freundlich: «tun dir die ringe nicht weh?»
45 Die ganze gesellschaft betrachtete mich da lachend;
da waren neun persönlichkeiten von königlichem rang,
dort zu Perpignan, und ihr papst namens Petrus von Luna,
der römische künig war der zehnte, dazu noch die frau von Prades.

Mein törichtes leben wollte ich ändern, das ist wahr,
50 und so wurde ich für zwei ganze jahre ein halber begharde.
Der anfang war ehrlich und gewiß voller frömmigkeit,
wenn mir nur die liebe nicht das ende gestört hätte.
Ich war geritten und hatte ritterwesen gesucht
und hatte einer dame ergeben gedient, wovon ich schweige;
55 doch die wollte mir keine nußschale voll gunst erweisen,
che eine kutte mich zum narren machte.
Da ging dann manches gar leicht,
als mich der kapuzenmantel mit den zipfeln kleidete.
So etwas gutes hat mir gewiß kein anderes mädchen jemals auferlegt,
60 das die feundlichen worte anhörte, die ich zu ihr sprach.
Schnurstracks fuhr meine andacht durch das dachfenster
in den nebel hinaus, als ich die kutte abschüttelte.
Seither habe ich um liebesglück manchen kampf erlitten,
und meine freude ist fast erfroren.

65 Es wäre zu lang, wollte ich alle meine not erzählen.
Doch vor allem bedrängt mich ein edler roter mund,
von dem ist mein herz auf den bittern tod verwundet.
Wenn ich vor ihr stand, ist mir oft der schweiß ausgebrochen;
oft ist mein gesicht erst rot, dann bleich geworden,
70 wenn ich in die gegenwart des zarten Mädchens kam,
vor zittern und seufzen habe ich oft meinen eigenen leib
nicht mehr gespürt, als wäre ich ausgebrannt.
Oft bin ich mit großem entsetzen von ihr fortgerannt
zweihundert meilen weit, und niemals schöpfte ich hoffnung.
75 Frost, regen, schnee konnten mich nie so schmerzen mit jagender kälte,
daß ich nicht gebrannt hätte, erhitzt von der sonne der geliebten.
Wenn ich bei ihr bin, so ist mein ganzes wesen bedrückt.

36. Also gleichwie Feuer, Luft, Wasser, Erde in einem einigen Kasten liegt, und die vier nur ein Ding sind, und doch vier Unterschiede, und vermag keines das andere zu ergreifen oder zu halten, und etwan von den viereinigen in einer jeden Kreatur fix ist; nach demselben kann sich die Kreatur nicht bergen, sondern steht darinnen offenbar, und demselben Geiste nach sichtlich und begreiflich, und den andern Elementgeistern unbegreiflich.

37. Denn alle Dinge sind aus dem Nichts zu Etwas worden, und hat eine jede Kreatur das Zentrum oder den Zirkel der Lebensgeburt in sich selber. Nun gleichwie die Elemente ineinander in einer Mutter verborgen liegen und keines das andere ergreift, ob's gleich des andern Glied ist: also auch sind die geschaffenen Kreaturen einander verborgen und unsichtbar. Denn eine jede sieht nur in seiner Mutter, welche in ihm fix ist. Das Materialische sieht das materialische Wesen, sieht aber nicht das unmaterialische Wesen, die Geister im Feuer und Luft; gleichwie der Leib nicht die Seele sieht, die doch in ihm wohnt, oder wie das dritte Prinzip nicht das andere, in welchem Gott ist, ergreift oder faßt: und ob es gleich in Gott ist, so ist doch eine Geburt dazwischen, gleichwie mit dem Seelengeiste des Menschen und dem elementischen Geiste, im Menschen, welches doch eines des andern Kasten und Behälter ist, davon du bei Erschaffung des Menschen findest. (...)

Dieses alles, wie oben erzählt, heißt darum Qualität, daß es alles in der Tiefe über der Erde, auf der Erde und in der Erde ineinander qualifiziert wie ein Ding, und hat doch mancherlei Kraft und Wirkung, aber nur eine Mutter, daraus alles Ding herkommt und quillt; und alle Kreaturen sind aus diesen Qualitäten gemacht und hergekommen, und leben darin als in ihrer Mutter. Auch so hat die Erde und Steine daraus ihr Herkommen, und alles, was aus der Erde wächst, das lebt und quillt aus der Kraft dieser Qualitäten: das kann kein vernünftiger Mensch vernennen.

Dieser zweifache Quall, böse und gut, in allen Dingen, rührt alles her aus den Sternen; denn wie die Kreaturen auf Erden sind in ihrer Qualität, also auch die Sterne. Denn durch seinen zweifachen Quall hat alles seine große Beweglichkeit, Laufen, Rennen, Quallen, Treiben und Wachsen. Denn die Sanftmut in der Natur ist eine stille Ruhe; aber die Grimmigkeit in allen Kräften macht alles beweglich, laufend und rennend, dazu gebärend. Denn die treibenden Qualitäten bringen Lust in alle Kreaturen zum Bösen und zum Guten, daß sich alles untereinander begehrt, vermischt, zunimmt, abnimmt, schön wird, verdirbt, liebt, feindet.

Es ist in allen Kreaturen in dieser Welt ein guter und böser Wille und Quall, in Menschen, Tieren, Vögeln, Fischen, sowohl auch in allem dem, was da ist, in Gold, in Silber, Zinn, Kupfer, Eisen, Stahl, Holz, Kraut, Laub und Gras, sowohl in der Erde, in Steinen, im Wasser, und in allem, was man erforschen kann.

Es ist nichts in der Natur, da nicht Gutes und Böses innen ist; es wallt und lebt alles in diesem zweifachen Trieb, es sei was es wolle, ausgenommen die heiligen Engel und die grimmigen Teufel nicht; denn dieselben sind entschieden und lebt, qualifiziert und herrscht ein jeglicher in seiner eignen Qualität. Die heiligen Engel leben und qualifizieren in dem Licht in der guten Qualität, darin der h. Geist herrscht. Die Teufel leben und herrschen in der grimmigen Qualität, in der Qualität des Grimmes und Zornes oder Verderbens.

Sie sind aber beide, böse und gute Engel, aus den Qualitäten der Natur gemacht worden, daraus alle Dinge worden sind; allein die Qualifizierung ist in ihnen ungleich. —

Die heiligen Engel leben in Kraft der Sanftmut des Lichts und des Freudenreichs, und die Teufel leben in Kraft des aufsteigenden oder erhebenden Qualls der Grimmigkeit, Erschrecken und Finsternis, und können das Licht nicht ergreifen, darin sie sich denn selber gestoßen haben durch ihre Erhebung, wie ich hernach von der Schöpfung schreiben will.

So du aber nicht glauben willst, daß in dieser Welt alles von den Sternen herrühre, so will ich dir's beweisen; so du aber nicht ein Klotz bist und ein wenig Vernunft hast, so merke wie nachfolgt.

Erstlich schaue an die Sonne, die ist das Herz oder der König aller Sterne, und gibt allen Sternen Licht vom Aufgang zum Niedergang, und erleuchtet alles und erwärmt alles; alles lebt und wächst in ihrer Kraft; dazu so steht die Freude aller Kreaturen in ihrer Kraft. So nun dieselbe würde weggenommen, so würde es ganz finster und kalt, auch so wüchse keine Frucht, auch so würde sich weder Mensch noch Tier können mehren; denn die Hitze verlöschte und der Same würde in allem kalt und erstarrt. (...)

7. Wir verstehen, daß außer der Natur eine ewige Stille und Ruhe sei, als das Nichts; und dann verstehen wir, daß in dem ewigen Nichts ein ewiger Wille urstände, das Nichts in etwas einzuführen, daß sich der Wille finde, fühle und schaue, denn im Nichts wäre der Wille ihm nicht offenbar; so erkennen wir aber, daß sich der Wille selber suche, und in sich selber finde, und sein Suchen ist eine Begierde, und sein Finden ist der Begierde Wesen, darinnen sich der Wille findet. Er findet nichts als nur die Eigenschaft des Hungers, welche er selber ist, die zeucht er in sich, das ist, er zeucht sich selber in sich, und findet sich selber in sich; und sein Insichziehen macht in ihm eine Beschattung oder Finsternis, welche in der Freiheit als im Nichts nicht ist, denn der Freiheit Wille beschattet sich selber mit der Begierde Wesen, denn die Begierde macht Wesen und nicht der Wille.

8. So denn der Wille also mit seiner Begierde muß im Finstern stehen, so ist das seine Widerwärtigkeit, und schöpft ihm in sich einen andern Willen, von der Finsternis auszugehen wieder in die Freiheit, als in das Nichts, und mag doch außer sich nicht die Freiheit erreichen, denn die Begierde geht aus sich, und macht Qual und Finsternis: so muß der Wille (versteht, der andere geschöpfte Wille) in sich gehen, und ist doch kein Abtrennen; denn in sich vor der Begierde ist die Freiheit als das Nichts, so mag doch auch der Wille nicht ein Nichts sein, denn er begehrt sich in dem Nichts zu offenbaren, und mag doch auch keine Offenbarung geschehen, als nur durchs Wesen der Begierde: und je mehr der wiedergefaßte Wille der Offenbarung begehrt, je mehr und strenger zeucht die Begierde in sich und macht in sich drei Gestalten.

9. Als das Begehren, das ist Herbe, und gibt Härtigkeit, denn es ist ein Einschließen, davon Kälte urständet, und das Ziehen macht Stachel oder Regung in der Härtigkeit, eine Feindung wider die herbe, an sich gezogene Härtigkeit. Das Ziehen ist die andere Gestalt und eine Ursache des Bewegens und Lebens, und regt sich in der Herbigkeit und Härtigkeit, welches die Härtigkeit als das Einschließen nicht dulden mag, und derowegen viel heftiger an sich zeucht, den Stachel zu halten, und wird doch der Stachel dadurch nur stärker. Also will der Stachel über sich und quericht, und mag das doch nicht vollbringen, denn die Herbigkeit als die Begierde hält ihn, so steht er gleich einem Triangel und Kreuzrade, das (weil er nicht von der Stätte weichen kann) drehend wird, davon

die Vermischung in der Begierde entsteht, als die Essenz oder die Vielheit der Begierde, denn das Drehen macht eine Immerwrrung und Brechung, davon die Angst als das Wehe, die dritte Gestalt, entsteht.

10. Diweil aber die Begierde, als die Herbigkeit, dadurch nur strenger wird (denn von der Regung entsteht der Grimm und die Natur, als das Bewegen), so wird der erste Wille zur Begierde ganz strenge und ein Hunger; denn er ist in einem harten, stachlichten, dürrn Wesen, und mag davon auch nicht entfliehen, denn also findet er sich jetzt aus dem Nichts in Etwas, und das Etwas ist doch sein Widerwille, denn es ist eine Unruhe, und der freie Wille ist eine Stille.

11. Das ist nun der Urstand der Feindschaft, daß die Natur wider den freien Willen läuft, und sich ein Ding in sich selber feindet; und versteht allhie das Zentrum der Natur mit dreien Gestalten. Im Urstand, als im ersten Prinzip, ist's Geist, im andern ist's Liebe, und im dritten Prinzip ist's Wesen, und heißen die drei Géstälte im dritten Prinzip Sulphur, Mercurius und Sal.

31. Dieser äußern Welt Begierde ist Sulphur, Mercurius und Sal: denn ein solch Wesen ist's in sich, als ein Hunger nach sich selber, und ist auch sein eigen Erfüllen; denn Sul begehrt Phur, und Phur begehrt Mercurium, und diese beide begehren Sal, denn Sal ist ihr Sohn, den sie ausbrüten in ihrer Begierde, und wird hernach ihr Wohnhaus und auch Speise. Eine jede Begierde begehrt nur die Wesenheit des Salzes nach seiner Eigenschaft; denn das Salz ist vielerlei: ein Teil ist Schärfe der Kälte und ein Teil Schärfe der Hitze, item ein Teil Schwefel und ein Teil Salniter vom Merkurio. Diese Eigenschaften sind wohl ineinander als eine, aber sie scheiden sich

doch eine jede in sich selber wohnend, denn sie sind unterschiedlicher Essenz; und so eine in die andere eingeht, so ist's Feindschaft und ein Schrack, als wir dieses am Donner und Wetterleuchten verstehen.

(Aus: De signata rerum
oder Von der Geburt
und Bezeichnung aller
Wesen)

Dialektik

= Lehre von der Einheit der Gegensätze

Bsple. aus

- Natur

- Geschichte

- Kunst

Dialektische Denker:

Hexenprozesse – Drohgebärde der Mächtigen

VON URS FITZE
ILLUSTRATIONEN ZVG

Schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kam es in der savoyischen Westschweiz zu Hexenjagden. Ein starkes Motiv war der reine Machttrieb.

Als Wanderprediger zog der Dominikaner Bertrand Borgonyon in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts durch die Westschweiz. Seine Brandreden gegen Ketzerei, Zauberei und falschen Glauben mobilisierten die Massen. 46 Mal trat Borgonyon im Februar und März 1430 in Freiburg auf. Er sprach dabei oft von den «Wiedergängern», den «Seelen der Verstorbenen», die «mit der Erlaubnis Gottes manchmal in diese Welt zurückkehren». Die Predigten waren als Falle gedacht für die Anhänger der Waldenser, die die Existenz des Fegefeuers in Frage stellten.

Die Waldenser, eine harmlose Vereinigung frommer und besonders bibeltreuer Menschen, waren zur Zielscheibe der Inquisition geworden und wurden pauschal der Ketzerei verdächtigt. Die Reden von Borgonyon waren das Vorspiel zu einer Serie von Inquisitionsprozessen, die die Stadtbevölkerung von Ende März bis Ende Juni 1430 in Angst und Schrecken versetzten. Der aus Lausanne herbeigerufene Inquisitor Ulrich von Torrente hatte die Leute unter Androhung der Exkommunikation aufgefordert, all jene anzuzeigen,

die verdächtig waren, der Waldensersekte anzugehören. Eine Denunziation kostete dabei zwingend ein offizielles Ermittlungsverfahren aus. Dem Gericht gehörten neben dem Inquisitor ein Vertreter des Lausanner Bischofs, geistliche Experten aus dem Franziskaner- und dem Dominikanerorden und Mitglieder des freiburgischen Kleinen Rates an.

Vom Nachbarn denunziert

Die Historikerin Kathrin Utz Tremp von der Universität Freiburg hat aufgrund von Prozessakten, Bürgerbüchern und Notariatsregistern die damaligen Ereignisse rekonstruiert. Das Resultat: In vielen Fällen kam die Denunziation aus der Nachbarschaft. So wurde der Tuchscherer* Konrad Wasen vom Vater seines Patenkindes dem Inquisitor ans Messer geliefert, weil er in einem Gespräch die Waldenser verteidigt hatte. Kurz zuvor war er schon einmal zum Tragen der Ketzerkreuze verurteilt worden. Seiner Frau und seiner Schwiegermutter war es noch schlimmer ergangen: Sie hatten lebenslängliche Gefängnisstrafen kassiert. Beim zweiten Verfahren ging es für Wasen um das nackte Leben.

Rückfälligen Ketzern drohte nämlich die Todesstrafe. Im zweiten Prozess zeigte er sich deshalb reumütig und kam mit einem Monat Gefängnis bei Wasser und Brot davon.

Einen Tag nach seiner Verurteilung beendeten die Stadtväter das Inquisitionsverfahren. Aus gutem Grund, sagt Kathrin Utz Tremp. «Die Denunziationen entwickelten eine unheimliche Eigendynamik. Niemand konnte sich mehr sicher fühlen, auch Leute aus besseren Kreisen waren betroffen.» Doch die Freiburger hatten die Inquisition als Instrument entdeckt, um missliebige Nachbarn loszuwerden. Sieben Frauen und fünf Männer waren verurteilt worden, ein Mann starb auf dem Scheiterhaufen.

Sieben Jahre später sassen in Freiburg nicht mehr Waldenser, sondern Hexen auf der Anklagebank. Es war die erste überlieferte Hexenjagd, der in den folgenden fünf Jahren mehrere Menschen aus dem Umland zum Opfer fielen. Hatten sich bei den Waldenserprozessen die bizarren Vorwürfe der Inquisitoren noch gegen Angehörige einer tatsächlich existierenden religiösen Vereinigung gerichtet, so fehlte bei den Hexen selbst



Das epidemische Wüten der Hexenprozesse fällt in Bayern in die Regierung der zwei frommsten Fürsten, die je über das Land geherrscht haben: Wilhelms V. und Maximilians I.

Der Herd der Prozesse war in der Herrschaft Schongau. Hier holte sich ein Grundhold des Klosters Steingaden, nachdem ihm ein Kind gestorben und ein Schwein gefallen war, Rat beim Scharfrichter in Kaufbeuren. Zurückgekehrt, beschuldigte er eine Bauersfrau namens Geiger als Hexe. Der Fall Geiger wurde erst niedergeschlagen, aber etwa zwölf Jahre später, durch das Gutachten eines Abdeckers, neu belebt. Trotz des Einspruches des Prälaten von Steingaden nahm der Stadtrichter Lidl von Schongau die Frau fest und sandte die Untersuchungsakten dem Münchener Hofrat ein. Von dort erfolgte der Befehl, die Angeklagte zu foltern. Die Frau blieb standhaft und mußte freigelassen werden²⁵.

Von da ab wollte in Schongau der Hexenglaube nicht mehr verstummen, so daß zwei Jahre später Herzog Ferdinand eine umfassende Untersuchung anordnet. Diesem großen Prozeß, der drei Jahre hindurch die Schongauer Gerichte ausschließlich in Anspruch nahm, sind etwa 63 Frauen, darunter eine Amtmanns- und Richterfrau, zum Opfer gefallen. Da bei den Folterungen stets dieselben Suggestivfragen gestellt wurden, so erfolgen immer Geständnisse vom Wettermachen, vom Töten von Tieren durch Beschmieren mit der Hexensalbe, vom Ausgraben und Sieden von Kinderleichen zur Bereitung von Hexensalbe, der geschlechtliche Umgang mit Teufeln, die Hexenfahrten auf Heugabeln zu den Teufelsfesten. Der die Untersuchungen führende Schongauer Stadtrichter Friedrich Herwart von Hohenburg wurde von dem Münchener Hofrat zu immer neuen Folterungen angespornt. Auch die Ingolstädter Juristenfakultät, von der Gutachten eingeholt wurden, schürte den Verfolgungseifer²⁶, soweit dies bei dem

25) Riezler, S. 165 f. — 26) Riezler, S. 168.

fanatischen Richter noch nötig war. Meist bedurfte er weder Ansporn noch Rat, denn die Indizien lagen für ihn klar zutage. So war z. B. eine Hexe „im Verdacht, den vorjährigen Hagel gemacht zu haben“; denn in ihrem Wohnorte „war man männiglich erfreut, daß sie hinweggekommen sei“. Ferner hatte sie „ein Roß zu Tode gezaubert“. Beweis: „eine Wahrsagerin hat es gesagt“. Drittens fing sie den Mist von den Pferden auf, um, „wie gesagt worden“, den Besitzer damit zu bezaubern. Andere Hexen brachten gleich schwerwiegende Gründe auf den Scheiterhaufen²⁷.

Nach dem Ausgang des Schongauer Prozesses hob der Pfleger in einem Bericht an Herzog Ferdinand hervor: „Bei 63 Hexen“ seien „ungefähr in zwei Jahren zu des Herzogs großem Ruhm in und außer Lands zu Schongau“ hingerichtet worden, viele unter lautem Dank zu Gott für eine Obrigkeit, die der geheimen Laster so fleißige „Nachforsch“ gehalten. Nirgends habe man „solche Justizien gesehen wie gottlob in Schongau“. Er stellt den Antrag, daß „der Obrigkeit zu Ruhm“ „eine ewige Merksäule an irgend einem öffentlichen Platze in oder um Schongau gemauert und erbauet“ werde. Der Herzog war einsichtig genug, dieses Gesuch abzulehnen.

Die Hinterbliebenen der Gerichteten mußten die Kosten des Prozesses bezahlen. Für 30 von ihnen belief sich die Summe auf 3400 Gulden, in einer Zeit, in der ein Tagwerk Wiesmaht für 6 Gulden, ein Jauchert Acker für 10 Gulden zu haben waren²⁸.

In Ingolstadt, wo 1590 Unholde, die sehr geduldig und reuevoll starben, gerichtet worden waren, hauste der Jurist Georg Everhard, der in seinen „Consilia“ (1618) zwei Gutachten über Hexenprozesse hinterlassen hat, die zeigen, „daß neben stupender Gelehrsamkeit Raum bleibt für eine nicht minder stupende Dummheit“²⁹.

27) Her im Oberbayer. Archiv für vaterländ. Geschichte, 11. Bd., München 1849, S. 126 ff., 356 ff. — 28) Janssen, VIII, S. 674. — 29) Riezler, S. 168.

Aus: Soldan-Heppe

Hexenprozesse

die Vermischung in der Begierde entsteht, als die Essenz oder die Vielheit der Begierde, denn das Drehen macht eine Immerwirdung und Brechung, davon die Angst als das Wehe, die dritte Gestalt, entsteht.

10. Dieweil aber die Begierde, als die Herbigkeit, dadurch nur strenger wird (denn von der Regung entsteht der Grimm und die Natur, als das Bewegen), so wird der erste Wille zur Begierde ganz strenge und ein Hunger; denn er ist in einem harten, stachelichten, dürren Wesen, und mag davon auch nicht entfliehen, denn also findet er sich jetzt aus dem Nichts in Etwas, und das Etwas ist doch sein Widerwille, denn es ist eine Unruhe, und der freie Wille ist eine Stille.

11. Das ist nun der Urstand der Feindschaft, daß die Natur wider den freien Willen läuft, und sich ein Ding in sich selber feindet: und versteht allhie das Zentrum der Natur mit dreien Gestalten. Im Urstand, als im ersten Prinzip, ist's Geist, im andern ist's Liebe, und im dritten Prinzip ist's Wesen, und heißen die drei Gestalte im dritten Prinzip Sulphur, Mercurius und Sal.

31. Dieser äußern Welt Begierde ist Sulphur, Mercurius und Sal: denn ein solch Wesen ist's in sich, als ein Hunger nach sich selber, und ist auch sein eigen Erfüllen; denn Sul begehrt Phur, und Phur begehrt Mercurium, und diese beide begehren Sal, denn Sal ist ihr Sohn, den sie ausbrüten in ihrer Begierde, und wird hernach ihr Wohnhaus und auch Speise. Eine jede Begierde begehrt nur die Wesenheit des Salzes nach seiner Eigenschaft; denn das Salz ist vielerlei: ein Teil ist Schärfe der Kälte und ein Teil Schärfe der Hitze, item ein Teil Schwefel und ein Teil Salniter vom Mercurio. Diese Eigenschaften sind wohl ineinander als eine, aber sie scheiden sich

doch eine jede in sich selber wohnend, denn sie sind unterschiedlicher Essenz; und so eine in die andere eingeht, so ist's Feindschaft und ein Schrack, als wir dieses am Donner und Wetterleuchten verstehen.

(Aus: De signata rerum
oder Von der Geburt
und Bezeichnung aller
Wesen)

Dialektik

= Lehre von der Einheit der Gegensätze

Bsple. aus

- Natur

- Geschichte

- Kunst

Dialektische Denker:

1. *Herkommen und erste Kindheit*

Schon oft hast du, lieber Sohn Felix, von mir begehrt, auch haben einige berühmte und gelehrte Männer, die vor etlichen Jahren in ihrer Jugend meine Schüler gewesen sind, gewünscht, ich solle mein Leben von Jugend auf beschreiben. Denn ihr alle habt manchmal von mir gehört, in welcher Armut ich von Geburt an und in wie viel grossen Gefahren für Leib und Leben ich gewesen bin, zuerst als ich in den grausam hohen Berge gedient haben müssen, dann als ich in meiner Jugend den Schulen nachzog. Auch wie ich in die Ehe gekommen bin und samt meiner Hausfrau mit grosser Sorge, Mühe und Arbeit mich und die Meinen ernährt habe.

Da denn solches vornehmlich dir zu gut kommen soll, damit du betrachtest, wie Gott mich manchmal so wunderbarlich erhalten hat, und du dem Herrn im Himmel dafür dankest, dass er dich so wohl begabt hat und behütet, und dass du nicht solche Armut hast leiden müssen, so kann ich dir das nicht abschlagen, sondern ich will, so weit mir möglich, nach meinem Gedächtnis alles erzählen, von wem ich herstamme und erzogen worden bin.

Zunächst kann ich kein Ding weniger wissen, als die Zeit, zu welcher sich ein jegliches mit mir begeben hat. Wie ich dann dem Datum meiner Geburt nachgedacht und gefragt habe, so zählte man, wie es sich ergibt, damals 1499.

Mein Vater hat Antoni Platter geheissen, von dem alten Geschlecht der Platter. Die haben ihren Namen von einem Haus auf einer breiten Platte, das heisst einem Felsen auf einem gar hohen Berg, bei dem Dorf Grenchen (jetzt Grächen); es gehört in den Zehnten und die Kirchhore Visp, welches ein namhaft Dorf und Zehnten im Wallis ist. Die Mutter aber hiess Ameili Summermatterin, von einem gar grossen Geschlecht, das man die Summermatter nannte. Ihr Vater ist 126 Jahre alt geworden. Sechs Jahre vor seinem Tode habe ich noch selber mit ihm geredet; da sagte er mir, er wisse noch zehn zu Visp kirchgenössische Männer, die alle älter seien, als er dazumal war. Der heiratete noch eine dreissigjährige Jungfrau, als er hundert Jahre alt war, und hat noch einen Sohn bekommen. Er hinterliess Söhne und Töchter, deren etliche weiss, etliche grau worden sind, etliche gestorben. Man nannte ihn den alten Hans Summermatter.

Das Haus, darin ich geboren bin, steht bei Grenchen; es heisst «an dem Graben». Darin bist du, Felix, selber gewesen. Mir starb der Vater so zeitig, dass ich ihn nie gesehen habe. Denn da im Land der Brauch ist, dass fast alle Weiber weben, wie auch nähen können, gehen die Männer vor dem Winter aus dem Land, meist ins Bernerbiet, um Wolle zu kaufen. Da spinnen dann die Weiber und machen Landtuch daraus zu Röcken und Hosen für das Bauernvolk. Also war mein Vater auch bei Thun im Bernerbiet, Wolle zu kaufen; da fiel ihn die Pestilenz an, er starb und ward bei Stäffisburg, einem Dorf bei Thun, begraben. Bald hernach heiratete die Mutter wieder; sie nahm einen Mann, der hiess Heinzmann «am Grund», einem Haus zwischen Visp und Stalden. Kamen also die Kinder alle von ihr, ich weiss nicht, wie viel deren eigentlich gewesen sind. Ich habe zwei Schwestern gekannt: die eine ist im Entlebuch gestorben, wo sie geheiratet hatte, und hiess Elisabeth; die andere Schwester, mit Namen Christine, ist an einer Pestilenz selb neunt oberhalb Stalden zu Burglen gestorben. Brüder hab' ich drei gekannt, Simon, Hans und Joder (Theodul). Simon und Hans sind in Kriegen geblieben, Joder ist am Thunersee zu Oberhofen gestorben; denn die Wucherer hatten unsern Vater zu Grund gerichtet, dass meine Geschwister fast alle dienen mussten, sobald sie es nur gekonnt haben.

Und dieweil ich das jüngste Kind war, nahmen mich meine Basen, des Vaters Schwestern, jegliche eine Weile zu sich. Sie waren einst nachts, nachdem sie mich zu Bett gelegt hatten, noch zu Licht gegangen; da stund ich auf und lief durch den Schnee an einem Weiher vorbei in ein Haus. Da sie mich nicht mehr trafen, waren sie in grossen Nöten; sie fanden mich dann in dem Haus zwischen zwei Männern liegen, die mich erwärmten; denn ich war im Schnee erfroren.

2. *Das Hirtenbüblein*

Da ich nun bei sechs Jahr alt war, tat man mich nach «der Eisten», einem Tal einwärts Stalden. Dort hatte die Schwester meiner Mutter selig einen Mann, namens Thoman an Riedin; der sass auf einem Hofe, «im Boden». Dem musst' ich das erste Jahr die Geissen beim Haus hüten. Da kann ich mich erinnern, wie ich manchmal im Schnee steckte, dass ich kaum daraus kommen konnte, oft die Schühlein zurückblieben und ich barfuss zitternd heimkam. Dieser Bauer hatte an achtzig Geissen, die musst' ich in meinem siebenten und achten Jahr hüten. Und da ich noch so klein war, stiessen die Geissen, wenn ich den Stall aufmachte und nicht gleich bei Seite sprang, mich nieder, liefen über mich, traten mir auf Kopf, Ohren und Rücken. Wenn ich dann die Tiere über die Brücke des Visperbaches trieb, liefen mir die vordersten in die Kornäcker; wenn ich sie daraus trieb, liefen die andern darein. Da weinte ich dann und schrie, denn ich wusste wohl, dass man mir abends dafür werde Streiche geben. Wenn dann aber mehr Geisshirten zu mir kamen von andern Bauern, so halfen die mir, insonderheit einer, der war gross, er hiess Thomas «im Leidenbach»; den verbarnte ich, und er tat mir viel Guts. Da sassen wir denn alle zusammen, wenn wir die Geissen auf die hohen, grausigen Berge brachten, und nahmen unsern Imbiss miteinander; jeglicher hatte ein Hirtenkürblein auf dem Rücken, Käs und Roggenbrot darin. Einst als wir gegessen hatten, wollten wir «Platten schiessen». Da war auf einem hohen Felsen ein ebener Platz. Wie nun einer nach dem andern nach dem Ziel schoss, stand einer vor mir, der wollte schiessen; dem wollt' ich rückwärts ausweichen, dass er mir nicht den Stein an den Kopf oder ins Antlitz schlug. Aber ich fiel rücklings über den Felsen hinab. Die Hirten schrien alle: «Jesus! Jesus!» bis sie mich nicht sahen; denn ich war unter den Felsen gefallen, dass sie mich nicht sehen konnten, sie vermeinten gänzlich, ich wär' zu tod gefallen. Bald stand ich wieder auf, ging neben dem Felsen hinauf zu ihnen, da weinten sie, wie erstlich vor Kummer, nun aber vor Freuden. Hernach etwa sechs Wochen später stürzte einem eine Geiss da herab, wo ich gefallen war, die fiel zu tod. Da hatt' mich Gott wohl behütet.

Vielleicht ein halb Jahr darnach führt' ich meine Geissen abermals morgens früh vor andern Hirten (denn ich war der nächste) über einen Abhang hinauf, die Wissegg. Da gingen meine Geissen zu der rechten Hand auf ein Felsstück, das war einen guten Schritt breit, und darunter war's grausam tief, gewiss über tausend Klafter nichts als ein Felsen. Von dem Felsstück ging eine Geiss der andern nach über eine Wand hinauf, dass sie bloss die Fussklauen auf die Grasbüschel setzen konnten, die auf dem Felsen gewachsen waren. Wie sie nun alle droben waren, wollt' ich ihnen nach; als ich mich aber nur noch einen Schritt am Gras hinaufzuziehen hatte, konnte ich nicht weiter; vermocht' auch nicht wieder auf das Felsstück zu schreiten, durfte noch viel weniger rückwärts springen, denn ich fürchtete, wenn ich rückwärts spränge, würd' ich mich überschlagen und über den grausigen Felsen zu tod fallen. blieb also eine gute Weile stehen und wartete auf die

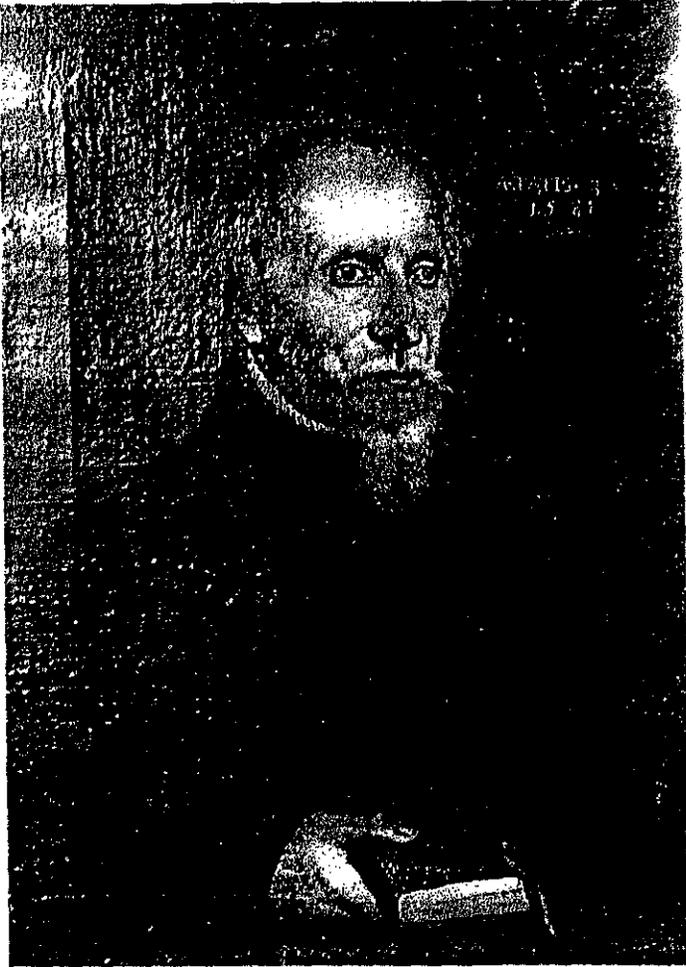
2. Das Hintenbütlein

(...) Solch gut Leben und solche Freuden hatte ich manchmal bei den Geissen in den Bergen, wovon ich viel vergessen habe. Aber das weiss ich wohl, dass ich selten ganze Zehen hatte, sondern mir Fetzen davon abgestossen, grosse Schrunden, da ich oft übel gefallen bin, im Sommer meistens auch ohne Schuhe war, oder Holzschuhe trug und grossen Durst litt. Speise war am Morgen vor Tag ein Roggenbrei; Käs und Roggenbrot gibt man einem in einem Körblein mit auf dem Rücken zu tragen, zu Nacht aufgewärmte Kiäsmilch, doch alles ziemlich genug. In Sommer musste ich im Heu liegen, im Winter auf einem Strohsack voll Wanzen und oft Läuse; so liegen gemeiniglich die armen Hirtlein, die bei den Bauern in den Einöden dienen.

3. *Der fahrende Schüler. Erste Wanderung*

Nachdem man mich jetzt nicht mehr die Geissen wollt' hüten lassen, kam ich zu einem Bauern, der hatte eine meiner Basen zur Frau, er war geizig und zornmütig. Dem musste ich die Küh' hüten; denn an den meisten Orten im Wallis hat man keinen gemeinsamen Kuhhirten, sondern wer nicht Alpen hat, dahin er sie über den Sommer tut, hält ein Hirtlein dazu, das hütet sie auf den eigenen Gütern.

Als ich bei dem eine Weile war, kam meiner Basen eine, die Fransy, die wollt' mich zu meinem Vetter, Herrn Antoni Platter, bringen, dass ich sollte die Schrift lernen. So sagen sie, wenn man einen in die Schule tun will. Dieser war damals nicht mehr in Grenchen, sondern als ein alter Pfarrer zu St. Niklaus. Da der Bauer meiner Base Meinung hörte, war er übel zufrieden und sprach, ich würde nichts lernen, er setzte den Zeigfinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: «So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da hindurch stossen kann.» Das sah ich und hör't's. Sprach die Base: «Ach, wer weiss? Gott hat ihm seine Gaben nicht versagt, es mag noch ein frommer



THOMAS PLATTER

Das Umschlagbild, das Porträt des 83jährigen Thomas Platter von Hans Bock d.Ä. (1550—1624), wurde von der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich zur Verfügung gestellt.

gen das Kreuz über mich machen. Wie die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bacchanten im Wirtshaus (denn sie waren voraus hingegangen, und wir kamen nach) und vermeinten, sie sollten die Gans zahlen; es wäre etwa um zwei Batzen zu tun gewesen. Weiss aber nicht, ob sie bezahlt haben oder nicht. Wie sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch. Sie sprachen, es sei noch nicht Zeit.

Ein andermal kam ein Mörder zu uns in den Wald, elf Meilen herwärts Nürnberg, da waren wir alle beieinander. Der wollt' anfangs nur mit unsern Bacchanten spielen, dass er uns aufhielte, bis seine Gesellen zusammen wären. Da hatten wir einen gar redlichen Gefährten, mit Namen Antoni Schalbetter, aus dem Visperzehnten im Wallis; der fürchtete ihrer vier oder fünf nicht, wie er denn das zu Naumburg und München wohl gezeigt hat und sonst an mehr Orten. Der drohte dem Mörder, er solle sich davon machen; das tat er. Nun war es spät, dass wir bloss in das nächste Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirtshäuser da, sonst wenig Häuser. Da wir in das eine kamen, war der Mörder vor uns da, und andere mehr, ohne Zweifel seine Gesellen. Wir wollten nicht bleiben und gingen in das andere Wirtshaus. Bald kamen sie auch dorthin. Als man nun zu Nacht gegessen hatte, war jeder so beschäftigt im Haus, dass man uns kleinen Buben nichts geben wollte; denn wir sassen nie mit zu Tisch bei dem Mahl. Man wollte uns auch kein Bett geben, sondern wir mussten im Rossstall liegen. Als man aber die Grossen zu Bett führte, sprach Antoni zum Wirt: «Wirt, mich dünkt, du habest seltsame Gäst und seiest selbst nicht viel besser. Ich sage dir, Wirt, leg uns, dass wir sicher sind, oder wir wollen dir ein Wesen machen, dass dir das Haus zu eng wird!» Da beehrten die Schelmen anfangs mit unsern Gesellen Schachzabel zu spielen (so nannten sie das Schach, das Wörtlein hatte ich nie gehört). Da man sie nun zu Bette geführt, ich aber und die andern kleinen Buben hungrig im Rossstall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirt selbst mit, vor die Kammertür gekommen und wollten diese aufschliessen. Da hatte Antoni inwendig eine Schraube vor das Schloss gemacht, das Bett an die Türe gerückt und Licht geschlagen (denn er hatte immer Wachskerzen bei sich und ein Feuerzeug) und die andern Gesellen rasch aufgeweckt. Wie das die Schelmen hörten, entwichen sie. Am Morgen fanden sie weder Wirt noch Knecht. Das sagten sie uns Buben. Wir waren alle froh, dass uns im Stall nichts geschehen war. Nachdem wir wohl eine Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten, welche, als sie hörten, wo wir die Nacht gewesen, sich verwunderten, dass wir nicht alle ermordet waren, denn fast das ganze Dörflein war der Mordetei wegen verschrien.

Etwa eine Viertelmeile von Naumburg waren wieder unsere grossen Gesellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn sie zusammen Gelage halten wollten, schickten sie uns voran. Es

waren unser fünf. Da kamen in weitem Feld acht auf Rossen zu uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, beehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns; denn damals führte man noch keine Büchsen zu Ross. Sprach einer: «Gebt Geld!» Antwortet' einer von uns, der war ziemlich gross: «Wir haben kein Geld, sind arme Schüler.» Da sprach der noch zweimal: «Gebt Geld!» Und unser Gesell sagt abermals: «Wir haben kein Geld und geben Euch kein Geld und sind Euch nichts schuldig.» Da zückte der Reiter das Schwert, hieb ihm dicht am Kopf vorbei, dass er ihm die Schnur an dem Bündel zerschnitt. Sie ritten davon, wieder in einen Wald, wir aber gingen auf Naumburg zu. Da kamen bald unsere Bacchanten, die hatten die Schelmen nirgends gesehen. Wir sind auch sonst oft in Gefahr gewesen der Reiter und Mörder wegen; so im Thüringer Wald, im Frankenthal, in Polen.

Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen. Wir Schützen gingen in die Stadt, etliche, die singen konnten, zu singen; ich aber zu heischen; wir gingen jedoch in keine Schule. Das wollten die andern nicht leiden, sie drohten, uns in die Schule zu jagen. Der Schulmeister entbot auch unsern Bacchanten, sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie holen. Antoni entbot ihm wieder, er möge nur kommen. Da auch etliche Schweizer da waren, liessen die uns wissen, auf welchen Tag sie kommen würden, dass uns jene nicht unversehens überfielen. Da trugen wir kleine Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die andern besetzten die Türe. Da kam der Schulmeister mit dem ganzen Haufen seiner Schützen und Bacchanten. Aber wir Buben warfen mit Steinen nach ihnen, dass sie weichen mussten. Dann zog unser Studentenhaufen nach Halle in Sachsen, und wir gingen in die Schule zu St. Ulrich.

Als sich unsere Bacchanten aufs neue mit uns so ungebührlich verhielten, wurden unser etliche mit meinem Vetter Paulus zu Rat, von ihnen weg zu laufen. So zogen wir nach Dresden. Da war daselbst gar keine gute Schule und unsere Herbergen voll Läuse, dass wir sie nachts im Stroh unter uns krabbeln hörten.

Wir brachen auf und zogen auf Breslau zu; mussten unterwegs viel Hunger leiden, so dass wir etliche Tage nichts assen als rohe Zwiebeln, gesalzen, andere Tage gebratene Eichein, Holz-

äpfel und Birnen. Manche Nacht lagen wir unter freiem Himmel, da man uns nirgends bei den Häusern leiden wollt', wie freundlich wir auch um Herberg baten; zuweilen hetzte man die Hunde auf uns. Da wir aber gen Breslau in Schlesien kamen, war alle Fülle, ja alles so wohlfeil, dass sich die armen Schüler überrassen und oft in grosse Krankheit verfielen. Da gingen wir zuerst im Dom zum heiligen Kreuz in die Schule. Als wir jedoch vernahmen, dass in der obersten Pfarrei zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dahin. Da waren zwei von Bremgarten, zwei von Mellingen und andere, nebst viel Schwaben; es war kein Unterschied zwischen Schwaben und Schweizern, sie sprachen zueinander wie Landsleute, schirmten einander.

Die Stadt Breslau hat sieben Pfarreien, jegliche eine besondere Schule. Da durfte kein Schüler in einer andern Pfarrei singen gehn, oder sie schrien: «Zurück Zurück!» und die Schützen liefen dann zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind auf einmal, wie man sagt, in der Stadt etliche tausend Schützen und Bacchanten gewesen, die sich alle von Almosen ernährten; man sagt auch, dass etliche zwanzig bis dreissig Jahr und noch länger da waren, die hatten ihre Schützen, die ihnen Nahrung zutrug. Ich habe meinen Bacchanten oft eines Abends fünf bis sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie wohnten. Man gab mir auch recht gern, darum weil ich klein war und ein Schweizer; denn man hatte die Schweizer sehr lieb. Daher man denn auch ein grosses Mitleiden mit ihnen hatte, weil sie zu dieser Zeit in der grossen Mailänder Schlacht (bei Marignano 1515) übel gelitten hatten, so dass der gemeine Mann sagte: «Jetzt haben die Schweizer ihr bestes Paternoster verloren»; denn vorhin meinte man, sie seien unüberwindlich.

Eines Tags kam ich auf den Markt zu zwei Herren oder Junkern und vernahm darnach, dass der eine Benzenauer hiess, der andere war ein Fugger. Die spazierten da. Von denen begehrt' ich ein Almosen, wie es arme Schüler im Brauch hatten. Sprach der Fugger zu mir: «Woher bist du?» Und wie er hörte, dass ich ein Schweizer sei, unterredete er sich mit dem Benzenauer; darnach sprach er zu mir: «Bist du gewiss ein Schweizer, so will ich dich aufnehmen als meinen Sohn, will dir das bestätigen lassen vor dem Rat zu Breslau; du aber sollst dich verbinden, dein Leben lang bei mir zu bleiben und wo ich bin mir gegenwärtig sein.» Sprach ich; «Ich bin einem aus meiner Heimat empfohlen, den will ich darum fragen.» Als ich aber meinen Vetter Paulus darum fragte, sprach er: «Ich habe dich aus der Heimat geführt und will dich den Deinen wieder überantworten; was diese dich dann heissen, das tue.» Also schlug ich's dem Fugger ab; aber so oft ich vor sein Haus kam, liess man mich nicht leer weggehen.

Ich blieb also eine Zeitlang da, ward eines Winters dreimal krank, dass man mich in den Spital bringen musste. Die Schüler haben einen besondern Spital und eigene Doktoren. Da gibt man auf dem Rathaus für einen in der Woche sechzehn Heller, daraus unterhält man einen gar wohl. Sie haben gute Wartung, auch gute Betten, aber grosse Läuse darin, wie ausgereifter Hanfsamen, dass ich viel lieber in der Stube, wie noch mancher, auf der Erde lag, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läuse, dass es nicht zu glauben ist; ich hätte schier, so oft man wollte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Ich bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinausgegangen an die Oder (das Wasser, das da vorbeifliesst), habe mein Hemdlein gewaschen, es an eine Stauede gehängt und getrocknet; dazwischen habe ich den Rock gelauset; eine Grube gemacht, einen Haufen Läuse darein geworfen, sie mit Erde zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Boden in der Schule, die Bacchanten in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiss war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer vor die Häuser in den Herrengassen spreitet, und lagen darin wie Säue in der Streu. Wenn es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn ein Ungewitter war, sangen wir schier die ganze Nacht Litaneien. Zuweilen gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser, Bier zu heischen; da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, dass ich oft unvermerkt so trunken worden bin, dass ich nicht wieder zur Schule zurückkommen konnte, obschon ich nur einen Steinwurf weit davon war. Da war Nahrung genug, aber man studierte nicht viel.

Von dort gingen unser acht wieder hinweg nach Dresden, litten aber auf dem Wege grossen Hunger. Da wurden wir zu Rat, uns einen Tag lang zu teilen, etliche sollten auf Gänse ausgehen, etliche auf Rüben und Zwiebeln, einer einen Hafen bringen, wir Kleinen aber in die Stadt Neumark gehen, die nicht weit von da an der Strasse lag, und sollten nach Brot und Salz schauen. Auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammenkommen, dort das Lager aufschlagen und kochen, was wir dann hätten. Einen Büchenschuss weit vor der Stadt war ein Brunnen, da wollten wir die Nacht bleiben. Aber wie man in der Stadt das Feuer sah, schoss man zu uns heraus, traf uns aber nicht. Da liefen wir hinter einen Rain zu einem Wasserlein und Wäldchen. Die grossen Gesellen hieben Stauden ab, machten eine Hütte; ein Teil rupfte die Gänse, deren hatten wir zwei, andere rüsteten Rüben in den Hafen, taten den Kopf und die Füsse, auch die Därme darein; einige machten drei hölzerne Spiesse; fingen an

zu draten, und wo es ein wenig rot war, hieben wir es vom Spiesse ab und assen's, also auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnalzen; da war neben uns ein Weiher, den hatte man an dem Tag abgelassen, und da sprangen die Fische, auf dem Schlamm. Da nahmen wir davon, so viel wir in einem Hemd an einem Stecken tragen konnten und zogen dann bis zu einem Dörfle; da gaben wir einem Bauern Fische, dass er uns die andern in Bier koche.

Als wir nun wieder nach Dresden kamen, schickten der Schulmeister und unsere Bacchanten etliche von uns Bußen aus, wir sollten nach Gänsen sehen; da wurden wir einig, ich sollte die Gänse werfen, sie aber sollten sie nehmen und wegtragen. Nach-

dem wir einen Haufen Gänse gefunden und die uns ersehen hatten, flogen sie auf. Da hatt' ich einen kleinen Bengel, warf ihn unter sie in die Luft, traf auch eine, dass sie herabfiel. Als aber meine Gesellen den Gänsehirt sahen, wagten sie nicht hinzulaufen, obgleich sie ihm hätten zuvorkommen können. Da liessen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagageten, als sprächen sie ihr zu; da stand sie wieder auf und ging mit den andern davon. Ich war mit meinen Gesellen übel zufrieden, dass sie ihrer Zusage nicht Genüge getan hatten; aber sie hielten sich darnach besser, denn wir brachten zwei Gänse davon. Diese verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeister zum Abschied. Dann zogen sie davon auf Nürnberg zu und von da nach München.

Unterwegs, nicht weit von Dresden, trug es sich zu, dass ich in einem Dorf heischen ging. Ich kam vor das Haus eines Bauern, der fragte mich, woher ich wäre. Da er gehört, ich sei ein Schweizer, sprach er, ob ich nicht mehr Gesellen hätte. Ich sagte: «Meine Gesellen warten meiner vor dem Dorf.» Da sprach er: «Heiss sie kommen!» rüstet' uns ein gutes Mahl zu, dazu Bier genug. Als wir guter Dinge waren und der Bauer mit uns, da lag seine Mutter im Bett in der Stube. Zu der sprach der Sohn: «Mutter, ich hab' oft von dir gehört, du wolltest gern vor deinem Tod einen Schweizer sehen; da siehst du etliche, denn dir zu lieb, hab' ich sie geladen.» Da richtet sich die Mutter auf, danket dem Sohn wegen der Gäste und spricht: «Ich habe so viel Gutes von den Schweizern hören sagen, dass ich gar sehr begehrt hab', einen zu sehen. Mich dünkt, ich wolle jetzt desto lieber sterben; darum seid fröhlich!» Und sie liess sich wieder nieder. Wir dankten dem Bauern und zogen davon.

Als wir schier bis München gekommen waren, war es zu spät, in die Stadt zu gehen; so mussten wir bei den Feldsiechen (im Absonderungshaus vor der Stadt) übernachten. Da wir morgens zum Tor kamen, wollte man uns nicht einlassen, wir hätten denn

einen Bürger in der Stadt, den wir kannten. Nun war mein Vetter Paulus vorher zu München gewesen, ihm ward erlaubt, den zu holen, bei dem er zur Herberg gewesen war. Der kam und sprach

gut für uns; da liess man uns ein. Da kam ich und Paulus zu einem Seifensieder, dem half ich mehr Seifen sieden, als dass ich in die Schule ging; ich zog mit ihm in die Dörfer, Asche zu kaufen. Die Frau im Hause hatte mich gar lieb, denn sie hatte einen alten schwarzen blinden Hund, der hatte keinen Zahn mehr; dem musst' ich zu essen geben, ihn betten und ihn in den Hof führen. Sie sprach allzeit: «Thömlin, tu mir meinem Hündlein das Best! Du sollst dessen geniessen.»

Da wir eine Zeitlang da waren, ward Paulus zu Rat, wir wollten einmal heimziehen; denn wir waren seit fünf Jahren nicht zu Haus gewesen. Zogen also heim nach Wallis. Da konnten mich meine Verwandten schier nicht mehr verstehen; sie sprachen: «Unser Thömlin redet so fremdländisch, dass ihn schier niemand versteht.» Denn da ich jung war, hatte ich von jeglicher Sprache etwas gelernt, wo ich inzwischen gewesen war. Ich war viel bei meinen Basen, doch am meisten bei meinem Vetter Simon Summermatter und der Base Fransy.

4. Der jahrende Schüler. Zweite Wanderung

Bald darauf zogen wir wieder davon, auf Ulm zu. Da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hiess Hildebrand Kalbermatter, er war auch noch jung. Dem gab man Tuch, wie man das macht im Lande, zu einem Röcklein. Als wir nach Ulm kamen, hiess mich Paulus mit dem Tuch umhergehn, den Macherlohn dazu zu heischen. Damit bekam ich viel Geld, denn ich war das Heischen und Betteln wohl gewohnt; dazu hatten mich die Bacchanten von Anfang an gebraucht, nicht gar nicht zu den Schulen genommen, nicht einmal lesen gelehrt. Da ich selten in die Schule ging und dafür stets mit dem Tuch umherzog, hatte ich grossen Hunger, denn alles, was ich bekam, bracht' in den Bacchanten; ich hätte nicht ein Bisslein gegessen, denn ich fürchtete die Streiche. Paulus hatte einen andern Bacchanten zu sich genommen, der hiess Achatius von Mainz. Denen musst' ich und mein Gesell Hildebrand das Essen zutragen, aber mein Gesell frass schier alles. Ihm gingen sie auf der Gasse nach, ob sie ihn etwa essend fänden, oder

sie hiessen ihn das Maul mit Wasser schwenken und in eine Schüssel mit Wasser speien, dass sie sahen, ob er etwas gegessen habe. Dann warfen sie ihn in ein Bett und ein Kissen auf den Kopf, dass er nicht schreien konnte; beide Bacchanten schlugen ihn so stark, bis sie nicht mehr konnten. Darum fürchtete ich mich und brachte alle Dinge heim; wir hatten oft so viel Brot, dass es grau wurde; da schnitten sie denn auswendig das Graue ab und gaben's uns zu essen. Da hatte ich oft grossen Hunger und fror, weil ich oft bis um Mitternacht in der Finsternis umhergehn und um Bröt singen musste.

Hier mag ich etwas nicht übergehen und muss erzählen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachsene Töchter, auch einen Sohn. Die hat mir oft im Winter meine Füsse in ein warm Stück Pelz gewickelt, das sie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, dass sie mir die Füsse wärmte. Darauf gab sie mir eine Schüssel mit Mus und liess mich dann heimkehren. Ich habe wohl Hunger gehabt, dass ich den Hunden Knochen auf der Gasse abjagte und die benagte; auch hab' ich Brosamen in der Schule aus den Spalten gesucht und gegessen.

Darnach sind wir wieder gen München gezogen, ich musste da wieder um den Macherlohn für das Tuch, das doch nicht einmal mein war, betteln. Ueber ein Jahr kamen wir abermals nach Ulm zurück, willens, wieder einmal heimzuziehen. Ich bracht' aber das Tuch wieder mit mir und heischte den Macherlohn. Da bin ich wohl eingedenk, dass etliche zu mir sagten: «Potz Marter, ist der Rock noch nicht gemacht? Ich glaub', du bist ein Lügenbub.» Wir zogen also von dannen; weiss nicht, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden sei oder nicht. Wir kehrten abermals heim und von da wieder nach München zurück.

Als wir auf einen Sonntag dahin kamen, hatten die Bacchanten Herberg, unser drei kleine Schützen aber keine. Wir wollten gegen Nacht in die «Schranne», das ist der Kornmarkt, gehen, auf den Kornsäcken zu schlafen. Da sassen etliche Weiber bei dem Salzhaus an der Gasse und fragten, wo wir hin wollten; sie hörten, dass wir keine Herberg hätten, und es war eine Metzgerin dabei. Als die vernahm, dass wir Schweizer seien, sagte sie zu ihrer Magd: «Lauf, häng den Hafen mit der Suppe und Fleisch hold! Sie müssen bei mir über Nacht sein, ich bin allen Schweizern hold. Ich habe zu Innsbruck in einem Wirtshaus gedient, als Kaiser Maximilian dort Hof gehalten hat. Da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt, sie sind so freundlich gewesen, dass ich ihnen mein Leben lang hold sein will.» Die gab uns zu essen und zu trinken genug und bettet' uns wohl. Am Morgen sprach

sie zu uns: «Wenn nur einer bei mir wollt' bleiben, ich wollt' ihm Herberg, zu essen und zu trinken geben.» Wir waren alle willig, fragten, welchen sie wollte. Und wie sie uns besichtigte, war ich etwas herzhafter als die andern, denn ich hatte mehr erfahren. Da nahm sie mich, und ich brauch' ihr nichts zu tun, als Bier holen, aus der Metzge Häute und Fleisch tragen, musst' auch mit ihr manchmal auf das Feld gehen; sollte aber doch dem Bacchanten aufwarten. Das hatte die Frau nicht gern, und sie sprach zu mir: «Potz Marter, lass den Bacchanten fahren und sei bei mir; du brauchst doch nicht zu betteln.» Ich ging also für acht Tage weder zu dem Bacchanten noch in die Schule. Da kam er und klopf' an der Metzgerin Haus. Sie sprach zu mir: «Dein Bacchant ist da. Sag, du seiest krank.» und liess ihn ein. Dann sagte sie zu ihm: «Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch können nachsehen, was Thomas machte, er ist krank gewesen und ist es noch.» Da sprach er: «Es ist mir leid, Bub. Wenn du wieder ausgehen kannst, so komm zu mir.» Darnach an einem Sonntag ging ich in die Vesper; er sagte nachher zu mir: «Du, Schütz, du kommst nicht zu mir, ich will dich einmal mit Füssen treten.» Da nahm ich mir vor, er müsst' mich nicht mehr treten, und gedacht' hinwegzulaufen. Am Montag sagt' ich zu der Metzgerin: «Ich will in die Schule und mein Hemdlein waschen gehn.» Ich durft' ihr nicht sagen, was ich im Sinn hatte, denn ich fürchtete, sie würde es ausschwatzen.

Ich fuhr also mit traurigem Herzen von München weg, teils deshalb, dass ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen, der mir aber so hart war und unbarmherzig; dann reute mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Ich zog über den Fluss Isar, denn ich fürchtete, wenn ich nach dem Schweizerland züginge, Paulus würde mir nachziehen, denn er hatte mir und den andern oft gedroht, wenn einer ihm wegliefe, wolle er ihm nachziehen, und wo er ihn bekäme, ihm alle viere abschlagen.

Jenseits der Isar ist ein Hügel; da setzt' ich mich, sah die Stadt an und weinte inniglich, dass ich jetzt niemand mehr habe, der sich meiner annahm; gedacht' gen Salzburg zu ziehen oder gen Wien in Oesterreich. Als ich dasass, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatt' Salz nach München geführt. Der war schon trunken, und war doch erst die Sonne aufgegangen. Den bat ich, er sollte mich aufsitzen lassen, und fuhr mit ihm, bis er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern; inzwischen heischte ich im Dorf. Nicht weit vom Dorf wartete ich auf ihn und entschlief. Als ich erwachte, weinte ich abermals herzlich, denn ich vermeint', der

Bauer wäre vorbeigefahren; mich däucht', ich hätt' mein Vater verloren. Bald kam er, war abermals trunken, hiess mich aufsitzen und fragte, wo ich hin wollte. Da sprach ich: «Gen Salzburg». Als es nun Abend war, fuhr er von der Strasse ab und sagte: «Steig ab, da geht die Strasse nach Salzburg!» Wir waren denselben Tag acht Meilen gefahren.

Ich kam in ein Dorf. Als ich des Morgens aufstand, war ein Reif gefallen, als wenn es geschneit hätte, und ich hatte keine Schuhe, bloss zerrissene Strümpflein, kein Baret, nur ein Jöpplein ohne Falten. So zog ich auf Passau zu, wollt' von da auf der Donau nach Wien fahren. Als ich nach Passau kam, wollte man mich nicht einlassen. Da dacht' ich ins Schweizerland zu gehen, fragte den Torwächter, wo ich am nächsten dorthin ziehen könnte. Er sprach: «Ueber München.» Ich sagte: «Gen München will ich nicht, ich will lieber zehn Meilen Weges oder auch noch weiter herumgehn.» Da wies er mich nach Freisingen zu. Da ist auch eine hohe Schule, und ich fand Schweizer, die fragten mich, von wannen ich käme. Ehe zwei Tage um waren oder drei, kam Paulus mit einer Hellebarte. Die Schützen sagten zu mir: «Dein Bacchant von München ist hier und suchet dich.» Da lief ich zum Tor hinaus, als wenn er hinter mir her gewesen wäre, und zog auf Ulm zu und kam wieder zu meiner Sattlerin, die mir voreh' die Füsse in einem Stück Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich sollt' ihr die Rüben hüten auf dem Feld. Das tat ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kommt einer zu mir, der war des Paulus Gesell gewesen, der sprach: «Dein Vetter Paulus ist hier und suchet dich.» Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatt' eine gute Pfrund an mir verloren, ich hatt' ihn etliche Jahre ernährt. Da ich das aber hörte, wiewohl es schier Nacht war, lief ich zum Tor hinaus auf Konstanz zu und weinte abermals inniglich, denn die liebe Frau reute mich gar übel.

Da ich schier in Mörsburg war, traf ich einen Steinmetz, einen Thurgauer. Es kam uns ein junger Bauer entgegen. Da spricht der Steinmetz zu mir: «Der Bauer muss uns Geld geben!» und schreit ihn an: «Bauer, gib Geld, oder potz Marter!» Der Bauer erschrak, und mir war auch angst; ich hätte gewollt, ich wäre nicht dagewesen. Der Bauer fing an, den Seckel herauszuziehen. Da sprach der Steinmetz: «Sei zufrieden, ich hab' nur Spass mit dir gemacht!»

Ich kam also über den See nach Konstanz. Da ich über die Brücke hinüberging und etliche Schweizerbäuerlein in weissen Kitteln sah, ach du mein Gott, wie war ich so froh! ich meinte, ich wäre im Himmelreich. Ich kam nach Zürich, da waren Walliser, grosse Bacchanten. Denen erbot ich mich, aufzuwarten, sie sollten mich aber lehren; sie taten das jedoch gerade wie die andern.

Dazumal war auch der Kardinal Schinner in Zürich; der warb um die Züricher, sie sollten mit ihm zum Papst ziehen. Nach etlichen Monaten schickte Paulus von München seinen Schütz, den Hildebrand, ich sollt' zurückkommen, er wolle mir verzeihen, aber ich mochte nicht, sondern blieb in Zürich, studierte freilich nichts.

Da war einer aus Wallis, von Visp, er hiess Antonius Venatz und wiegelte mich auf, wir wollten miteinander nach Strassburg ziehen. Als wir dahin kamen, waren gar viel arme Schüler da, und wie man sagte, keine gute Schule, aber zu Schlettstadt, da sei eine. Da zogen wir Schlettstadt zu. Da begegnet' uns ein Edelmann, fragt' uns: «Wo aus?» Da er hört', dass wir nach Schlettstadt wollten, missriet er's uns, es wären da gar viel arme Schüler und keine reichen Leute. Da fing mein Gesell an bitterlich zu weinen und sagte: «Wo aus nun?» Ich tröstete ihn und sprach: «Sei gutes Muts! Ist einer zu Schlettstadt, der sich allein ernähren kann, so will ich uns beide etnähren.» Als wir etwa eine Meile vor Schlettstadt in einem Dorf zur Herberg waren, wurde mir wehe, dass ich meint', ich müsste ersticken, hatte schier keinen Atem, weil ich so viel grüne Nüsse gegessen; denn sie fielen um die Zeit ab. Da weinte mein Gesell abermals und vermeint', er würde seinen Gefährten verlieren, dann wisse er nicht, wo aus. Und doch hatte er zehn Kronen heimlich bei sich, ich aber nicht einen Heller.

Als wir nun in die Stadt kamen und Herberg hatten bei einem alten Ehepaar, und der Mann war stockblind, da gingen wir zu meinem lieben Herrn Schulmeister selig, Herrn Johannes Sapidus, und baten ihn, er sollt' uns annehmen. Er fragte uns, woher wir wären. Als wir sagten: «Aus dem Schweizerland, von Wallis,» sprach er: «Das sind sehr wüste Bauern, die jagen all ihre Bischöfe aus dem Land. So ihr weidlich studieren wollt, braucht ihr mir nichts zu geben; wo nicht, so müsst ihr mich zahlen, oder ich will euch den Rock vom Leibe ziehen.» Das war die erste Schule, da mich däuchte, dass es recht zunging. Zu der Zeit gingen die Studien und Sprachen auf, es war in dem Jahr, da der Reichstag zu Worms war (1521).

Als ich in die Schule kam, konnt' ich nichts, noch nicht einmal die Grammatik lesen und war doch schon achtzehn Jahr alt. Ich setzte mich unter die kleinen Kinder, war aber wie eine Gluckhenne unter den Hühnlein. Eines Tags las Sapidus die Namen seiner Schüler, sprach: «Ich habe viel barbarische Namen, ich muss sie einmal ein wenig lateinisch machen.» Hernach las er's wieder, da hatt' er mich aufgeschrieben, zuerst Thomas Platter und meinen Gesellen Anton Venetz; die hatt' er übersetzt Thomas Plat-

terus, Antonius Venetus, und sprach: «Wer sind die zwei?» Da wir aufstanden, rief er: «Pfui! Sind das so zwei rüdigte Schützen und haben so hübsche Namen.» Und das war auch zum Teil wahr; besonders mein Gesell, der war so rüdig, dass ich ihm manchen Morgen musst das Leintuch von dem Leib wie eine Haut von einer Geiss abziehen; denn ich war fremde Luft und Speise besser gewohnt als er.

Da wir jetzt von Herbst bis Pfingsten da waren und noch immer mehr Schüler von allenthalben zureisten, könnt' ich uns nicht wohl mehr ernähren. Zogen hinweg nach Solothurn. Da war eine anständige gute Schule, auch bessere Nahrung; aber man musste gar so viel in der Kirche stecken und Zeit versäumen, dass wir heimzogen. Und blieb ich eine Weile daheim, ging zu einem Pfarrherrn in die Schule, der lehrte mich ein wenig schreiben und andres, ich weiss kaum noch was. Da bekam ich das kalte Fieber, war in Grenchen bei meiner Base Fransy. In derselben Zeit lehrte ich das Büblein meiner andern Base (das hiess Simon Steiner) das ABC in einem Tag. Der kam darnach über ein Jahr nach Zürich, studierte nach und nach, bis er nach Strassburg ging und als berühmter Lehrer unter grosser Klage dort starb.

Den folgenden Frühling zog ich mit zwei Brüdern wieder aus dem Land. Als wir von der Mutter Abschied nehmen wollten, weinte sie und sprach: «Dass es Gott müsse erbarmen, dass ich da drei Söhne muss sehen in das Elend (in die Fremde) gehn!» Sonst hab' ich meine Mutter nie weinen sehen; denn sie war ein tapfer, mannhaft Weib, aber rau; denn als ihr auch der dritte Mann starb, blieb sie Witwe, tat alle Arbeit wie ein Mann, dass sie die Kinder, die sie bei dem letzten Mann bekommen hatte, desto besser könnt' erziehen. Sie hackte, dreschte und tat andre Arbeiten, die mehr den Männern zukamen als den Weibern. Hatte auch von jenen Kindern drei selber begraben, als sie bei einer gar grossen Pestilenz gestorben waren; denn während der Pestilenz kostete das Begraben durch den Totengräber gar viel. Sie war auch gegen uns erste Kinder gar rau, darum wir selten zu ihr ins Haus kamen. Zu einer Zeit war ich, wie ich mein', fünf Jahre lang nicht bei ihr gewesen und weit umhergezogen in fernen Landen; kam wieder zu ihr. Da war das erste Wort, das sie zu mir sagte: «Hat dich der Teufel auch wieder hergetragen?» Antwortet' ich: «Ei nein, Mutter! Der Teufel hat mich nicht hergetragen, sondern meine Füsse; ich will Euch nicht lang überlästig sein.» Sprach sie: «Du bist mir nicht überlästig; allein das verdriest mich, dass du so herumschlampest und ohne Zweifel nichts lernest. Lernstest du werken, wie dein Vater selig auch getan hat! Du wirst doch kein Priester; ich bin nicht so selig, dass ich einen Priester erziehe.»

Blieb also zwei oder drei Tage bei ihr. An einem Morgen war ein starker Reif auf die Trauben gefallen, als man las. Da half ich ihr lesen und ass von den gefrorenen Trauben, dass ich das Grimmen bekam und alle viere von mir streckte, meint', ich müsste zerspringen. Da stand sie vor mich hin und lachte, sprach: «Willst du gern, so zerspring! Warum hast du sie gegessen?» Noch viel andere Stücklein von ihrer Rauheit könnt' ich anführen; sonst war sie ein ehrlich, redlich und fromm Weib; das hat jedermann von ihr gesagt und sie gelobt.

Da ich nun mit meinen zwei Brüdern wegzog und wir über den Letschenberg nach Gastern gingen, setzten sich meine Brüder an den jähen Stellen auf den Schnee und fuhren den Berg hinab. Ich wollt' das auch tun, und da ich die Beine nicht voneinander tat, warf mich der Schnee um, dass ich kopfüber den Berg hinabfuhr; es wäre kein Wunder gewesen, wenn ich mit dem Kopf an einem Baum mich zu tot gefahren hätt'; denn da waren keine Felsen. Das geschah mir dreimal hintereinander, dass ich mit dem Kopf voran auf dem Rücken den Rain niederschoss und mir der Schnee haufenweis auf das Angesicht fiel. Vermeinte immerdar, ich wollt' es so können wie meine Brüder, aber sie waren der Berge besser gewohnt denn ich.

5. Der Student in Zürich

So fuhren wir miteinander davon, und blieben sie zwei im Entlebuch, ich aber ging nach Zürich. Da war ich bei der Mutter des weitberühmten, frommen und gelehrten Herrn Rudolf Gwalther, der jetzt in Zürich zu St. Peter Pfarrer ist, zur Herberg. Damals lag er noch in der Wiege, und ich hab' ihn oft gewiegt. Ich ging zum Fraumünster in die Schule. Hätte gern studiert, denn ich konnte merken, dass es Zeit sei.

Zu derselben Zeit sagte man, es werde ein Schulmeister von Einsiedeln kommen, der vorhin zu Luzern war, ein gar gelehrter Mann und treuer Schulmeister, aber grausam wunderbar. Da macht' ich mir einen Sitz in einem Winkel zurecht, nicht weit von des Schulmeisters Stuhl, und gedacht: «In dem Winkel willst du studieren oder sterben.» Als er nun kam und anstund, ging er in die Schule zum Fraumünster; da sprach er: «Das ist eine hübsche Schule (denn sie war erst kürzlich neu gebaut worden), aber mich bedünkt, es seien ungeschickte Knaben; doch wollen wir schauen, wendet nur guten Fleiss an!» Da ist er oft mit mir umgegangen, dass mein Hemdlein nass ist geworden; ja auch Hören und Sehen ist mir vergangen, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben als einmal mit der umgekehrten Hand an den Backen.

Wenn er aber schon rauh mit mir war, führt' er mich darauf heim und gab mir zu essen, denn er hörte mich gern erzählen, wie ich alle deutschen Länder ausgelaufen hatte und wie es mir allenthalben ergangen war; das wusst' ich damals wohl. Mykonius war damals schon gar wohl auf der rechten Religion, musste aber doch mit seinen Schülern zum Fraumünster in die Kirche gehen, Vesper, Messe und Metten singen und den Gesang regieren. Er sprach einst zu mir: «Kustos, ich wollt' wahrhaftig lieber vier Stunden Schule halten, denn eine Messe singen. Lieber, geh du etwa einmal für mich, so wenn man die niedern Messen singt, wie Requiem und dergleichen! Ich will's um dich verdienen.» Dessen war ich wohl zufrieden; denn ich hatte mich daran gewöhnt nicht nur in Zürich, sondern auch zu Solothurn und anderswo.

Da ich nun Kustos war, hatt' ich oft nicht Holz, einzuheizen; da achtet' ich, was für Leute in die Schule gingen und Scheiterbeigen vor den Häusern hatten, da bin ich um Mitternacht hingegangen und habe Holz zugetragen. Eines Morgens hatt' ich kein Holz, und wollte Zwingli im Fraumünster predigen vor Tag. Als man zur Predigt läutete, dacht' ich: «Du hast kein Holz und sind so viel Götzenbilder in der Kirche,» und die weil noch niemand da war, ging ich in die Kirche zum nächsten Altar, erwischt' einen Johannes und fuhr mit ihm in die Schule und in den Ofen. Und sprach zu ihm: «Jäcklein, nun bück dich, du musst in den Ofen!» Als er anfang zu brennen, gab es wüste, grosse Blasen, nämlich von der Oelfarbe. Ich dachte: «Nun halt still! Rührst du dich, was du aber nicht tun wirst, so will ich das Ofentürlein zutun; er darf nicht heraus, der Teufel trag ihn denn fort!» Indem kommt des Mykonius Frau, die wollte zur Kirche in die Predigt gehn (denn man musste da zunächst bei der Tür vorbei), sprach: «Gott geb dir einen guten Tag, mein Kind! Hast du geheizt?» Ich tat das Ofentürlein zu und sagte: «Ja, Mutter, ich hab' schon verheizt»; denn ich wollt's ihr nicht sagen, sie hätt' können schwatzen; wenn es ausgekommen wäre, hätt' es mich dazumal mein Leben gekostet. Mykonius sprach in einer Stunde: «Kustos, du hast heute gutes Holz gehabt.» Ich dacht': «Johannes hat das Best' getan.» Da wir die Messe singen sollten, gerieten zwei Geistliche aneinander; der, dem der Johannes gehört hatte, sprach zu einem andern: «Du lutherischer Schelm, du hast mir meinen Johannes gestohlen.» Das trieben sie eine gute Weile; Mykonius wusste nicht, was das war, aber der Johannes ward nicht mehr gefunden. Ich hab' das auch keinem Menschen je gesagt, bis etliche Jahre hernach, als Mykonius zu Basel Prediger war. Da hat er sich drob verwundert und war noch eingedenk, wie die beiden damals mit einander gestritten hatten.

Fuhr also in meinen Studien in grosser Armut fort; denn damals gab man noch keine Gemeinalmosen, und ich schämte mich, zu singen; ich war jetzt ziemlich gross. Die Leute fuhren mich an, nannten mich einen Pfaffen und anderes. (...)

Geboren 1597 als Sohn eines Fleischers in Bunzlau (Schlesien). Gestorben 1639 an der Pest in Danzig. – Schulen in Bunzlau, Breslau, Beuthen. Universitätsstudien in Frankfurt an der Oder und Heidelberg. Reisen in die Niederlande und nach Dänemark. Lehrerstelle in Siebenbürgen. 1625 in Wien durch Kaiser Ferdinand II. zum Dichter gekrönt. Diplomatische Laufbahn mit Reisen nach Schlesien, Polen, Frankfurt am Main, Paris, Sachsen. Zuletzt Hofhistoriograph, dann Sekretär des polnischen Königs. Setzte sich lebenslang für die Anerkennung und die Reinheit der deutschen Sprache und Dichtung ein, theoretisch u. a. in seinem *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624; Vorbilder waren u. a. Ronsard und Scaliger), praktisch u. a. in der Gedichtsammlung *Acht Bücher Deutscher Poematum* (1625). Sein Eintreten für akzentuierende Metrik und alternierende Verse wurde bestimmend für die barocken Dichter. Führt die Schäferdichtung in die deutsche Literatur ein (Libretto zu *Daphne*, der ersten deutschen Oper; *Schäfferey Von der Nimfen Hercinie*). Herausgeber des *Annolieds*. Zahlreiche Gelegenheitsgedichte («Es wird kein buch, keine hochzeit, kein begräbnüss ohn uns gemacht; und gleichsam als niemand köndte alleine sterben, gehen unsere gedichte zugleich mit ihnen unter»).

Texte nach M. Opitz: *Gesammelte Werke*, Krit. Ausg. Hg. von G. Schulz-Behrend. – Stuttgart 1968 ff.

>Buch von der Deutschen Poeterey<

>Worzue die Poeterey /vnd wann sie erfunden worden<

Die Poeterey ist anfangs nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie / vnd vntrricht von Göttlichen sachen. Dann weil die erste vnd rawe Welt gröber vnd vn geschlechter war / als das sie hette die lehren von weißheit vnd himmlischen dingen recht fassen vnd verstehen können / so haben weise
 5 Männer / was sie zue erbawung der Gottesfurcht / gutter Sitten vnd wandels erfunden / in reime vnd fabeln / welche sonderlich der gemeine pöfel zue hören geneigt ist / verstecken vnd verbergen müssen. Denn das man jederzeit bey allen Völckern vor gewiß geglaubet habe / es sey ein einiger vnd ewiger GOtt /
 10 von dem alle dinge erschaffen worden vnd erhalten werden / haben andere / die ich hier nicht mag außschreiben / genungsam erwiesen. Weil aber GOtt ein vn begreifliches wesen vnnnd vber menschliche vernunft ist / haben sie vorgegeben / die schönen Körper vber vns / Sonne / Monde vnd Sternen / item allerley gutte Geister des Himmels wehren Gottes Söhne vnnnd Mitgesellen / welche wir Menschen vieler grossen wolthaten halber billich ehren solten.
 [...]

<Tragödie, Komödie, Satire>

[...] Die Tragedie ist an der maiestet dem Heroischen getichte gemeße / ohne das sie selten leidet / das man geringen standes personen vnd schlechte sachen einführe: weil sie nur von Königlichem willen / Todtschlägen / verzweiffelungen / Kinder- vnd Vätermörden / brande / blutschanden / kriege vnd auffruhr /
 5 klagen / heulen / seuffzen vnd dergleichen handelt. Von derer zugehör schreibt vornehmlich Aristoteles / vnd etwas weitleufftiger Daniel Heinsius; die man lesen kan.

Die Comedie bestehet in schlechtem wesen vnnnd personen: redet von hochzeiten / gastgeboten / spielen / betrug vnd schalckheit der knechte /
 10 ruhmrätigen Landtsknechten / buhlersachen / leichtfertigkeit der jugend / geitze des alters / kupplerey vnd solchen sachen / die täglich vn ter gemeinen Leuten vorlauffen. Haben derowegen die / welche heutigen tages Comedien geschrieben / weit geirret / die Keyser vnd Potentaten eingeführt / weil solches den regeln der Comedien schnurstracks zuwieder laufft.

15 Zue einer Satyra gehören zwey dinge: die lehre von gueten sitten vnd ehrbaren wandel / vnd höffliche reden vnd schertz Worte. Ihr vornemstes aber vnd gleichsam als die seele ist / die harte verweisung der laster vnd anmahnung zue der tugend: welches zue vollbringen sie mit allerley stachligen vnd spitzfmdigen reden / wie mit scharffen pfeilen / vmb sich scheußt. Vnd haben
 20 alle Satyrische scribenten zum gebrauch / das sie vn geschewet sich vor feinde aller laster angeben / vnd jhrer besten freunde ja jhrer selbst auch nicht verschonen / damit sie nur andere bestechen mögen: wie es denn alle drey Horatius / Juuenalis vnnnd Persius meisterlich an den tag gegeben. [...]

Roman

HANS JAKOB CHRISTOFFEL VON GRIMMELSHAUSEN

Geboren 1621 oder 1622 in Gelnhausen im nördlichen Spessart (Hessen). Gestorben 1676 in Renchen (Baden). – Familie ursprünglich adlig. Großvater, evtl. auch Vater Gastwirt. Schule in Gelnhausen bis 1634, als der Ort von den Kaiserlichen zerstört wurde. 1635 von Soldaten verschleppt. Abenteuerliches Soldatenleben, vom Pferdewagen bis zum Regimentsschreiber. Nach Kriegsende Heirat; Verwalter auf dem Gut seines ehemaligen Kommandanten (Schauenburg) in Gaisbach (Schwarzwald) bis 1660. 1662–1665 Burgvogt des Straßburger Arztes Küffer auf der Ullenburg. 1665–1667 Gastwirt im «Silbernen Stern» in Gaisbach. 1667–1676 Schultheiß in Renchen. Grimmelshausen erwarb sich auf seinen Kriegszügen, die ihm die Kavaliertour ersetzen mußten, und durch ausgedehnte Lektüre autodidaktisch einen weiten Bildungshorizont.

Werke u. a.: *Der Abentheurliche Simplificissimus Teutsch* (1669); *Continuatio des abentheurlichen Simplificissimi* (1669); *Trutz Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertzbtügerin und Ländstörtzerin Courasche* (1670); *Der seltzame Springinsfeld* (1670); *Das wunderbarliche Vogel-Nest* (1672/75).

Sein Hauptwerk, *Der Abentheurliche Simplificissimus Teutsch*, ist zugleich Abenteuerroman (Aneinanderreihung von abentheuerlichen Episoden, Ich-Form; Vorbild: spanische, ins Deutsche übersetzte Schelmenromane), Entwicklungsroman (vgl. *Parzival*), satirischer Roman (vgl. Moscheroschs *Wunderliche und warhaffige Gesichte Philanders von Sittewald*, 1640/43). Stoffquellen sind neben dem spanischen Schelmenroman u. a. Schwankliteratur wie das *Rollwagenbüchlein* von Wickram, volkstümliche Erbauungsbücher, Satiren, naturkundliche Bücher.

Texte nach Grimmelshausen: *Der abentheurliche Simplificissimus Teutsch* und *Continuatio des abentheurlichen Simplificissimi*. Hg. von R. Tarot. – Tübingen 1967.

>Der Abentheurliche Simplificissimus Teutsch<

Als Bauernbub wächst Simplicius (der später den Zunamen Simplificissimus erhält) auf einem kleinen Hof im Speßart auf, in vollkommener Unwissenheit. Als er eines Tages die Schafe hütet, wird er von Reitern gezwungen, sie zum Hof der Eltern zu führen.

[I. Buch] Das IV. Capitel

Wiewol ich nicht bin gesinnet gewesen / den Friedliebenden Leser / mit diesen Reutern / in meines Knans Hauß und Hof zu führen / weil es schlim genug darinn hergehen wird: So erfordert jedoch die Folge meiner Histori / daß ich der lieben posterität hinderlasse / was vor Grausamkeiten in diesem unserm Teutschen Krieg hin und wieder verübet worden / zumalen mit meinem eigenen Exempel zu bezeugen / daß alle solche Ubel von der Güte deß Allerhöchsten / zu unserm Nutz / oft notwendig haben verhängt werden müssen: Dann lieber Leser / wer hätte mir gesagt / daß ein GOtt im Himmel wäre / wann keine Krieger meines Knans Hauß zernichtet / und mich durch

2 Knan: Vater (hessisch, aus mhd. *genanne* «Namensvetter»).

- 10 solche Fahung unter die Leut gezwungen hätten / von denen ich genugsamen Bericht empfangen? Kurtz zuvor konte ich nichts anders wissen noch mir einbilden / als daß mein Knan / Meüder / ich und das übrige Haußgesind / allein auff Erden sey / weil mir sonst kein Mensch / noch einige andere menschliche Wohnung bekant war / als diejenige / darinn ich täglich auß und ein gieng:
15 Aber bald hernach erfuhr ich die Herkunft der Menschen in diese Welt / und



Der Abentheurliche SIMPLICISSIMUS Teutsch /

Das ist:
Die Beschreibung deß Lebens eines
schamten Vaganten / genant Melchior
Sternfels von Buchsbain / wo und welcher
gestalt Er nemlich in diese Welt kommen / was
er darinn gesehen / gelernt / erfahren und auß-
gestanden / auch warum er solche wieder
freywillig quittirt.
Überaus lustig / und männiglich
nützlich zu lesen.

Ein Tag geben
Von
GERMAN SCHLEIFHEIM
von Sulstort.

Mompelgart /
Gebuckt bey Johann Gillion /
Im Jahr M DC LXX.

- daß sie wieder darauß müsten; ich war nur mit der Gestalt ein Mensch / und mit dem Nahmen ein Christenkind / im übrigen aber nur ein Bestia! Aber der Allerhöchste sahe meine Unschuld mit barmhertzigen Augen an / und wolte mich beydes zu seiner und meiner Erkantnus bringen: Und wiewol er
20 tausenderley Weg hierzu hatte / wolte er sich doch ohn zweiffel nur deßjenigen bedienen / in welchem mein Knan und Meüder / andern zum Exempel / wegen ihrer liederlichen Aufferziehung gestrafft würden.

12 Meüder: Mutter (hessisch).

13 eini ge: sonst irgendeine.

19 beydes: sowohl.

Das erste / das diese Reuter thäten / war / daß sie ihre Pferd einstellten / hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zu verrichten / deren jede
 25 lauter Untergang und Verderben anzeigte / dann ob zwar etliche anfiengen zu metzgen / zu sieden und zu braten / daß es sahe / als solte ein lustig Panquet gehalten werden / so waren hingegen andere / die durch-stürmten das Hauß unden und oben / ja das heimlich Gemach war nicht sicher / gleichsam ob wäre das gülden Fell von Colchis darinnen verborgen; Andere machten von Tuch /
 30 Kleidungen und allerley Haußrath / grosse Päck zusammen / als ob sie irgends ein Krempelmarckt anrichten wolten / was sie aber nicht mit zu nehmen gedachten / wurde zerschlagen / etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen / als ob sie nicht Schaf und Schwein genug zu stechen gehabt hätten / etliche schütteten die Federn auß den Betten / und füllten hingegen Speck /
 35 andere dürr Fleisch und sonst Geräth hinein / als ob alsdann besser darauff zu schlaffen gewest wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein / gleichsam als hätten sie ein ewigen Sommer zu verkündigen / Kupffer und Zinnengeschirr schlugen sie zusammen / und packten die gebogene und verderbte Stuck ein / Bettladen / Tisch / Stül und Bänck verbrannten sie / da doch viel Claffter dürr

40 Holtz im Hof lag / Häfen und Schüsseln muste endlich alles entzwey / entweder weil sie lieber Gebraten assen / oder weil sie bedacht waren / nur ein einzige Mahlzeit allda zu halten / unser Magd ward im Stall dermassen tractirt / daß sie nicht mehr darauß gehen konte / welches zwar eine Schand ist zu melden! den Knecht legten sie gebunden auff die Erd / stecketen ihm ein
 45 Sperrholtz ins Maul / und schütteten ihm einen Melckkübel voll garstig Mistlachen-wasser in Leib / das nenneten sie ein Schwedischen Trunck / wordurch sie ihn zwingen / eine Parthey anderwärts zu führen / allda sie Menschen und Viehe hinweg namen / und in unsern Hof brachten / unter welchen mein Knan / mein Meüder / und unser Ursele auch waren.
 50 Da fieng man erst an / die Stein von den Pistolen / und hingegen an deren statt der Bauren Daumen aufzuschrauben / und die arme Schelmen so zufoltern / als wann man hätt Hexen brennen wollen / massen sie auch einen von den gefangenen Bauren bereits in Bachofen steckten / und mit Feuer hinder ihm her warn / ohnangesehen er noch nichts bekennt hatte; einem
 55 andern machten sie ein Sail umb den Kopff / und raittelten es mit einem Bengel zusammen / daß ihm das Blut zu Mund / Nas und Ohren herauß sprang. In Summa / es hatte jeder sein eigene invention, die Bauren zu peinigen / und also auch jeder Bauer seine sonderbare Marter: Allein mein Knan war meinem damaligen Beduncken nach der glückseligste / weil er mit lachendem Mund
 60 bekennete / was andere mit Schmerzen und jämmerlicher Weheklag sagen musten / und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darumb / weil er der Haußvatter war / dann sie setzten ihn zu einem Feuer / banden ihn / daß er weder Händ noch Füß regen konte / und rieben seine Fußsolen mit angefeuch-

50 die Stein: Feuerstein.
 52 massen: wie denn.

55 raittelten: drehten.

tem Saltz / welches ihm unser alte Geiß wieder ablecken / und dardurch also
 65 kützeln muste / daß er vor lachen hätte zerbersten mögen; das kam so artlich / daß ich Gesellschaft halber / oder weil ichs nicht besser verstunde / von Herten mit lachen muste: In solchem Gelächter bekante er seine Schuldigkeit / und öffnet den verborgenen Schatz / welcher von Gold / Perlen und Cleinodien viel reicher war / als man hinder Bauren hätte suchen mögen. Von
 70 den gefangenen Weibern / Mägden und Töchtern / weiß ich sonderlich nichts zu sagen / weil mich die Krieger nicht zusehen liessen / wie sie mit ihnen umgiengen: Das weiß ich noch wol / daß man theils hin und wider in den Winckeln erbärmlich schreyen hörte / schätze wol / es sey meiner Meüder und unserm Ursele nit besser gangen / als den andern. Mitten in diesem Elend
 75 wendet ich Braten / und halff Nachmittag die Pferd träncken / durch welches Mittel ich zu unserer Magd in Stall kam / welche wunderwercklich zerstrobelt außsahe / ich kennete sienicht / sie aber sprach zu mir mit kräncklichter Stimm: O Bub lauff weg / sonst werden dich die Reuter mit nemmen / guck daß du davon kommst / du sihest wol / wie es so übel: mehrers konte sie nicht sagen.

Simplicius verbringt die Nacht im Wald. Am folgenden Tag wird er von Reitern beschossen. Schließlich stößt er auf einen büßenden Einsiedler; dieser nimmt ihn bei sich auf. Der Einsiedler weckt ihn am andern Morgen (Ende von Buch I, Kapitel 7):

[...] Uff Kleiner / ich will dir Essen geben / und alsdann den Weg durch den Wald weisen / damit du wieder zu den Leuten / und noch vor Nacht in das nächste Dorff kommest; Jch fragte ihn / was sind das für Dinger / Leuten und Dorff? Es sagte / bist du dann niemalen in keinem Dorff gewest / und weist
 5 auchnicht / was Leut oder Menschen seynd? Nein / sagte ich / nirgends als hier bin ich gewest / aber sag mir doch / was seynd Leut / Menschen und Dorff? Behüt GOTT / antwortet der Einsidel / bist du närrisch oder gescheid? Neim / sagte ich / meiner Meüder und meines Knans Bub bin ich / und nicht der närrisch oder der gescheid: Der Einsidel verwundert sich mit Seufftzen und
 10 Becreutzigung / und sagte: Wol liebes Kind / ich bin gehalten / dich umb GOTTes willen besser zu unterrichten: Darauff fielen unsere Reden und Gegen-Reden / wie folgend Capitel außweiset.

[I. Buch] Das VIII. Capitel

EINSIDEL Wie heissesstu? SIMPLICIUS Jch heisse Bub: EINSIDEL Jch sihe wol / daß du kein Mägdlein bist / wie hat dir aber dein Vater und Mutter geruffen? SIMPLICIUS Jch habe keinen Vatter oder Mutter gehabt: EINSIDEL Wer hat dir dann das Hemd geben? SIMPLICIUS Ey mein Meüder: EINSIDEL Wie heisset dich
 5 dann dein Meüder? SIMPLICIUS Sie hat mich Bub geheissen / auch Schelm / ungeschickter Dölpel / und Galgenvogel: EINSIDEL Wer ist dann deiner Mutter Mann gewest? SIMPLICIUS Niemand: EINSIDEL Bey wem hat dann dein Meüder deß Nachts geschlaffen? SIMPLICIUS bey meinem Knan: EINSIDEL Wie hat dich dann dein Knan geheissen? SIMPLICIUS: Er hat mich auch Bub genennet:

10 EINSIDEL Wie hiesse aber dein Knan? SIMPLICIUS Er heisst Knan: EINSIDEL Wie hat ihm aber dein Meüder geruffen? SIMPLICIUS Knan / und auch Meister: EINSIDEL Hat sie ihn niemals anders genennet? SIMPLICIUS Ja / sie hat: EINSIDEL Wie dann? SIMPLICIUS Rülp / grober Bengel / volle Sau / und noch wol anders / wann sie haderte: EINSIDEL Du bist wol ein unwissender Tropff / daß du weder
 15 deiner Eltern noch deinen eignen Nahmen nicht weist! SIMPLICIUS Eya / weist du doch auch nicht: EINSIDEL Kanstu auch beten? SIMPLICIUS Nain / unser Ann und mein Meüder haben als das Bett gemacht: EINSIDEL Jch frage nicht hiernach / sondern ob du das Vatter unser kanst? SIMPLICIUS Ja ich: EINSIDEL Nun so sprichs dann: SIMPLICIUS Unser lieber Vatter / der du bist Himmel /
 20 hailiget werde nam / zrkomes d Reich / dein Will schee Himmel ad Erden / gib uns Schuld / als wir unsern Schuldigern geba / führ uns nicht in kein böß Versucha / sondern erlöß uns von dem Reich / und die Krafft / und die Herrlichkeit / in Ewigkeit / Ama. EINSIDEL Bistu nie in die Kirchen gangen? SIMPLICIUS Ja ich kan wacker steigen / und hab als ein gantzen Busem voll
 25 Kirschen gebrochen: EINSIDEL Jch sage nicht von Kirschen / sondern von der Kirchen: SIMPLICIUS Haha / Kriechen / gelt es seynd so kleine Pfläumlein? gelt du? EINSIDEL Ach daß GOTT walte / weistu nichts von unserm HERR Gott? SIMPLICIUS Ja / er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden auff dem Helgen /
 30 mein Meüder hat ihn von der Kürbe mitgebracht / und hin gekleibt: EINSIDEL Ach gütiger GOTT / nun erkenne ich erst / was vor eine grosse Gnad und Wolthat es ist / wem du deine Erkantnus mittheilest / und wie gar nichts ein Mensch seye / dem du solche nicht gibst: Ach HERR verleyhe mir deinen heiligen Nahmen also zu ehren / daß ich würdig werde / umb diese hohe Gnad so eyferig zu dancken / als freygebig du gewest / mir solche zu verleyhen: Höre
 35 du Simpl. (dann anderst kan ich dich nicht nennen) wann du das Vatter unser betest / so mustu also sprechen: Vatter unser / der du bist im Himmel / geheiliget werde dein Nahm / zukomme uns dein Reich / Dein Will geschehe auff Erden wie im Himmel / unser täglich Brod gib uns heut / und: SIMPLICIUS Gelt du/auch Käß darzu? EINSIDEL Ach liebes Kind/schweige und lerne /
 40 solches ist dir viel nötiger als Käß / du bist wol ungeschickt / wie dein Meüder gesagt hat / solchen Buben wie du bist / stehet nicht an / einem alten Mann in die Red zu fallen / sondern zu schweigen / zuzuhören und zu lernen / wüste ich nur / wo deine Eltern wohnten / so wolte ich dich gerne wieder hin bringen / und sie zugleich lehren / wie sie Kinder erzieheñ solten; SIMPLICIUS Jch weiß
 45 nicht / wo ich hin soll / unser Hauß ist verbrennet / und mein Meüder hinweg geloffen / und wieder kommen mit dem Ursele / und mein Knan auch / und unser Magd ist kranck gewest / und ist im Stall gelegen. EINSIDEL Wer hat dann das Hauß verbrennt? SIMPLICIUS Ha / es sind so eiserne Männer kommen / die seynd so auff Dingern gesessen / groß wie Ochsen / haben aber keine Hörner /
 50 dieselbe Männer haben Schafe und Kühe und Säu gestochen / und da bin ich

28 Helgen: Heiligenbild.

29 Kürbe: Kirmes, Kirchweihfest.

auch weg geloffen / und da ist darnach das Hauß verbrennt gewest: EINSIDEL Wo war dann dein Knan? SIMPLICIUS Ha / die eiserne Männer haben ihn angebunden / da hat ihm unser alte Gaiß die Füß geleckt / da hat mein Knan
 55 lachen müssen / und hat denselben eisernen Mannen viel Weißpfenning geben / grosse und kleine / auch hübsche gelbe / und sonst schöne klitzerechte Dinger / und hübsche Schnür voll weisse Kügelein. EINSIDEL wann ist diß geschehen? SIMPLICIUS Ey wie ich der Schaf hab hüten sollen / sie haben mir auch mein Sackpfeiff wollen nemmen: EINSIDEL Wann hastu der Schaf sollen hüten?
 60 SIMPLICIUS Ey hörstus nicht / da die eiserne Männer kommen sind / und darnach hat unser Ann gesagt / ich soll auch weg lauffen / sonst würden mich die Krieger mit nehmen / sie hat aber die eiserne Männer gemeynet / und da sein ich weg geloffen / und sein hieher kommen: EINSIDEL Wo hinauß wilst du aber jetzt? SIMPLICIUS Jch weiß weger nit / ich will bey dir hier bleiben:
 65 EINSIDEL Dich hier zu behalten / ist weder mein noch dein Gelegenheit / esse / alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen: SIMPLICIUS Ey so sag mir dann auch / was Leut vor Dinger seyn? EINSIDEL Leut seynd Menschen wie ich und du / dein Knan / dein Meüder und euer Ann seynd Menschen / und wann deren viel beyeinander seynd / so werden sie Leut genennt: SIMPLICIUS Haha;
 70 EINSIDEL Nun gehe und esse. Diß war unser Discurs, unter welchem mich der Einsidel offt mit den allertiefsten Seufftzen anschauete / nicht weiß ich / ob es darumb geschahe / weil er ein so groß Mitleiden mit meiner Einfalt und Unwissenheit hatte / oder auß der Ursach / die ich erst über etliche Jahr hernach erfuhr.

Auf inständiges Bitten des Knaben behält ihn der Einsiedler bei sich, führt ihn in die biblische Geschichte ein und lehrt ihn beten, lesen und schreiben. Zwei Jahre dauert diese Erziehung. Dann fühlt der Greis sein Ende nahen. Er gibt seinem Zögling drei Lebensregeln: Erkenne dich selbst; meide böse Gesellschaft; bleibe beständig. Selbst legt er sich in sein Grab und stirbt darin. Der Knabe bleibt noch einige Zeit in der Einsiedelei; wie der Winter naht, begibt er sich zum Pfarrer des nahen Dorfes. Doch eben fallen Reiter ins Dorf, plündern und morden, und Simplicius flieht in seine Einsiedelei zurück. Er wird Zeuge von Kämpfen zwischen Soldaten und Bauern mit furchtbaren gegenseitigen Mißhandlungen. Wie er neuerdings fortzieht, greifen ihn Soldaten auf, bringen ihn zum Gubernator von Hanau, wo er auch seinen Pfarrer wieder findet. Anhand von Briefen und Schmuckstücken, die der Pfarrer besitzt, stellt sich heraus, daß der Einsiedler des Gouverneurs Schwager war. Er war adliger Abkunft, hatte auf protestantischer Seite gekämpft, in den Wirren des Krieges seine hochschwangere Frau verloren und war zum Entschluß gelangt, die Welt zu verlassen. Mit Hilfe des Pfarrers richtete er sich im Wald eine Einsiedelei ein. Des Gouverneurs Schwester aber war von Kaiserlichen gefangengenommen und danach von Bauern weggeführt worden. – Simplicius wird Page des Gouverneurs. In dieser neuen Welt nimmt er mancherlei Laster und Verkehrtheiten der Menschen wahr und hat Mühe, sie mit den Lehren der Heiligen Schrift zu vereinbaren. In seiner Einfalt und Unerfahrenheit verübt er allerhand dumme Streiche, weshalb ihm der Gouverneur den Beinamen Simplicissimus gibt.

63f. *weger*: wahrlich, wirklich. *ist weder mein noch dein Gelegenheit*: ist weder für mich noch für dich das Richtige.

[5. Buch] Das XXIV. Capitel

Adjeu Welt / dann auff dich ist nicht zu trauen / noch von dir nichts zu hoffen /
in deinem Hauß ist das vergangene schon verschwunden / das gegenwärtige
verschwindet uns unter den Händen / das zukünftige hat nie angefangen / das
aller-beständigste fällt / das aller-stärkste zerbricht / und das aller-ewigste
nimmt ein End; also / daß du ein Todter bist unter den Tödten / und in hundert
Jahren lästu uns nicht eine Stund lebens.

Adjeu Welt / denn du nimmst uns gefangen / und läst uns nicht wieder ledig /
du bindest uns / und lösest uns nicht wieder auff; du betrübest / und tröstest nit /
du raubest / und gibest nichts wieder / du verklagest uns / und hast keine
Ursach / du verurtheilest / und hörest keine Partey; Also daß du uns tödtest
ohne Urtheil / und begräbest uns ohne Sterben! Bey dir ist keine Freud ohne
Kummer / kein Fried ohne Uneinigkeit / keine Lieb ohne Argwohn / keine
Ruhe ohne Forcht / keine Fülle ohne Mängel / keine Ehr ohne Mackel / kein
Gut ohne böß Gewissen / kein Stand ohne Klag / und keine Freundschaft ohne
Falschheit. [...]

O Welt behüt dich GOTT / dann in deinem Hauß führet man weder ein
heilig Leben / noch einen gleichmässigen Todt / der eine stirbt in der Wiegen /
der ander in der Jugend auff dem Bett / der dritte am Strick / der vierte am
Schwerd / der fünffte auff dem Rad / der sechste auff dem Scheiterhauffen / der
siebende im Weinglas / der achte in einem Wasserfluß / der neunte erstickt im
Freß-Hafen / der zehende erwürgt am Giff / der eylffte stirbt gähling / der
zwölffte in einer Schlacht / der dreyzehende durch Zauberey / und der
vierzehende ertränckt seine arme Seel im Dintenfaß. [...]

Nach solchen Betrachtungen verläßt Simplicius seinen Hof für immer und wird
Einsiedler im nördlichen Schwarzwald.

Das 6. Buch, das später als die ersten 5 Bücher entstanden und 1669 gedruckt worden
ist, handelt von den weitem Schicksalen des Simplicius:

In einem Traumgesicht erfährt er zuerst von einer Verschwörung in der Hölle gegen
einen jungen Engländer und dessen Diener, die beide zugrunde gerichtet werden, der
eine durch Verschwendung, der andere durch Habgier.

Dann stößt Simplicius bei einem Spaziergang auf ein proteushaftes Wesen, Baldan-
ders, das alle möglichen Gestalten annimmt und schließlich als ein Vogel entschwin-
det: Sinnbild der Wandelbarkeit aller irdischen Dinge. (Die Gestalt übernahm
Grimmelshausen von Hans Sachs.)

Eine Wallfahrt führt Simplicius durch die Schweiz nach Italien. Er will nach Jerusalem
fahren, gerät aber unterwegs neuerdings in Gefangenschaft und wird in den Städten
des Roten Meeres als Wilder Mann herumgezeigt. Europäer befreien ihn. Auf dem
Heimweg gerät sein Schiff in einen Sturm und geht unter, er und ein Zimmermann
retten sich auf eine unbewohnte Insel (Mauritius?) und beginnen ein Robinson-Leben.
(Erste Robinsonade: H. Nevill: *The Isle of Pines*, 1668.) Des Simplicius Gefährte trinkt
sich am Palmwein zu Tode. Simplicius selbst führt ein Leben frommer Betrachtung,
die nur von Arbeit im Garten und in der weitem Umgebung der Hütte unterbrochen
wird.

Der angefügte Bericht eines holländischen Kapitäns erzählt davon, wie sein Schiff an
diese Insel verschlagen wurde und wie er mit einigen seiner Leute den Einsiedler in
einer Höhle, wohin er sich vor den Eindringlingen zurückgezogen hatte, entdeckte.
Erst nachdem die Fremden ihm versprochen hätten, nichts gegen ihn zu unternehmen,
habe er seinen Zufluchtsort verlassen:

[8. Buch] Das XXVII. Capitel

[...] Alß ich ihn aber erinnerte / er sollte sich gleichwol wider zu den Leuten
begeben / damit er nit so einsamb wie ein unvernünftig Vihe dahin sterbe /
warzu er dann jetzt gute Gelegenheit hette / sich mit uns wider in sein
Vatterland zumachen / anwortet er mein GOtt was wolt ihr mich zeichen /
hier ist Fried / dort ist Krieg; hier weiß ich nichts von Hoffart / vom Geitz /
vom Zorn / vom Neyd / vom Eyfer / von Falschheit / von Betrug / von
allerhand Sorgen beydes umb Nahrung und Klaydung noch umb Ehr und
Reputation; hier ist eine stille Einsame ohne Zorn / Hader und Zanck; eine
Sicherheit vor eitlen Begierden / ein Vestung wider alles unordenliches
verlangen; ein Schutz wider die vielfältige Strick der Welt und ein stille Ruhe /
darinnen man dem Allerhöchsten allein dienen: seine Wunder betrachten /
und ihm loben und preysen kan; als ich noch in Europa lebte / war alles (ach
Jammer! daß ich solches von Christen zeugen soll) mit Krieg / Brandt / Mord /
Raub / Plünderung / Frauen und Jungfrauen schänden etc. erfüllt; Alß aber die
Güte GOTTes solche Plagen sambt der schrecklichen Pestilentz und dem
grausamen Hunger hinweck nahm / und dem armen betragten Volck zum
besten den edlen Frieden wider sendete / da kamen allerhand Laster deß
Wollusts / als Fressen / Sauffen und Spielen; huren / buben und ehebrechen;
welche den gantzen Schwarm der anderen Laster alle nach sich ziehen / biß es
endlich so weit kommen / daß je einer durch Unterdrückung deß andern sich
groß zumachen / öffentlich practicirt, dabey dann kein List / Betrug und
Politische Spitzfindigkeit gespartt wird; und was das allerärgste / ist dieses /
daß keine Besserung zuhoffen / in dem jeder vermeinēt / wann er nur zu acht
Tagen wanns wol geräth dem Gottesdienst beywohne / und sich etwan das
Jahr einmahl vermeintlich mit GOtt versöhne / er habe es als ein frommer
Christ / nit allein alles wol außgerichtet / sondern GOtt seye ihm noch darzu
umb solche laue Andacht viel schuldig; solte ich nun wider zu solchem Volck
verlangen? müste ich nit besorgen wann ich diese Jnsul / in welche mich der
liebe GOtt gantz wunderbarlicher weiß versetzt / widerumb quittirte / es
würde mir auff dem Meer wie dem Ionæ ergehen? nein! sagte er / vor solchen
Beginnen wolle mich GOtt behüten. [...]

Verstrickung

AUF DEN EINFALL DER KIRCHEN ZU
ST. ELISABETH

Das kleine Tier,
Das Seiden spinn, verstrickt sich in sein Spinnen;
So müssen wir
Durch unsern Fleiß oft unsern Tod gewinnen.
Viel hat Verstand und, was uns weise macht,
Ins Grab gebracht.

Andreas Gryphius

Das Leben

Die leichte Handvoll Jahr,
Die uns des Himmels Licht auf dieser Erden schenket,
Rennt nach der schwarzen Bahr,
Dies Leben wird in Angst und Tränen ganz ertränket.
Die Blumen, eh als sie gefunden,
Sind mit dem Mittag oft verschwunden.
Der Tau hat kaum das Feld getretzet
Und ist nicht, wenn die Sonn entsteht.
Ein Funk bat kaum das Aug ergetzet,
Wenn er in selne Nacht vergeht.
Ein Schiff reist durch die See,
Ein Vogel durch die Höb,
Der Schatten durch das Land,
Der Sturmwind über Sand.
Man sieht die Pfeile kaum durch die geteilte Lüfte streichen,
Doch nichts läßt hinter sich des zu geschwinden Ganges
Zeichen.
So schnell, ja schneller fleucht dies Leben,
Das wir eh enden als anheben.
Wir sind kaum in dies Licht geboren
Und sind schon von dem Tod erkoren,
Den wir oft unerkannt erleiden.
Wir kommen, und man heißt uns scheiden!

Andreas Gryphius

GRABSCHRIFT MARIANNAE GRYPHIAE
seines Bruders Pauli Töchterlein

Geboren in der Flucht, umringt mit Schwert und Brand,
Schier in dem Rauch erstickt, der Mutter herbes Pfand,
Des Vatern höchste Furcht, die an das Licht gedrungen,
Als die ergrimmte Glut mein Vaterland verschlungen -
Ich habe diese Welt beschaut und bald gesegnet,
Weil mir auf einen Tag all Angst der Welt begegnet.
Wo ihr die Tage zählt, so bin ich jung verschwunden;
Sehr alt, wofern ihr schätzt, was ich für Angst empfunden.

Andreas Gryphius

EIN BILD

Dein Ende stellt sich dir in deinem Bilde dar:
Der Leinwand ist der Zeug zum allerletzten Kleide,
Der Rähme schwarzes Holz ist eine Totenbahr,
Der Schatten bleibt die Welt, das Licht die Seelenfreude.

C. H.

Mit starkem Krachen brach der Bau des Herren ein,
Die Pfeiler gaben nach, die Balken mußten biegen,
Die Ziegel wollten sich nicht mehr zusammenfügen:
Es trennte Kalk von Kalk und riß sich Stein von Stein.

Der Mauren hohe Pracht, der süßen Orgeln Schein,
Die hieß ein Augenblick in einem Klumpen liegen:
Und was itzund aus Angst mein bleicher Mund verschwiegen,
Mußt abgetan, zersprengt und ganz vertilget sein.

O Mensch! Dies ist ein Fluch, der nach dem Himmel
schmeckt,
Der dieses Haus gerührt und dein Gemüt erweckt.
Es spricht der Herren Herr: Du sollst mich besser ehren!

Die Sünde kommt von dir, das Scheitern kommt von Gott,
Und ist dein Herze Stein und dein Gemüte tot,
So müssen dich itzund die toten Steine lehren.

Hofmann von Hofmannswaldau

UMSCHRIFT EINES SARGES

Irdisches und sterblich Volk, lebend-tote Erdengäste,
Ihr Verwürflinge des Himmels, ihr Gespenste dieser Welt,
Denen nichts als falsche Ware, nichts als Rauch und Wind
gefällt,
När'sche, klettert und besteigt die bepalmten Ehren-Äste,
Setzt euch Säulen von Porphyr, mauert euch aus Gold Paläste,
Festigt Tempel euch aus Marinel, der der Zeit die Waage hält,
Rafft zu euch mit gicht'gen Klauendenverdammten Klumpen
Geld,
Macht euch euer stolzes Lob durch gelehrte Schriften feste.

Aber wißt, wann das Verhängnis euer Lebensgarn reißt ab,
Schwindet Wissenschaft und Kunst, Schätze, Reichtum, Ehr
und Titel,
Und ihr nehmet nichts mit euch als den nackten Sterbekittel:
Wo ihr anders aus dem allen noch erschwitzet Sarg und Grab.

Tausend, tausend sind gewest, die mich nicht erlangt noch
haben,
Die die Lüfte, die die Glut, die der blaue Schaum begraben.

Daniel Casper von Lohenstein

Menschenmarkt

Ohnmächtig wird am Menschenmarkt mein Geist!
Wird Menschenfleisch dort öffentlich verkauft!
Allmächtiger! Schaut, wie man drum sich reißt,
Wie man im Grimm des Gottesgrimmes lauft!
Gerichter Gott! Wie wirds getöchen,
Was man an deinem Volk verbrochen!
Was wird im Abgrund hier gezeigt,
Wann alles ewigewigst steigt?
Welch Wehwehchl Dir Abgrund selbst ungründlich!
Was Wohlwohlwohl! Im Ungrund uns empfindlich!

Quirinus Kuhlmann

AUF DEN MUND

Mund! der die Seelen kann durch Lust zusammen hetzen,
 Mund! der viel süßer ist als starker Himmelswein,
 Mund! der du Alikant des Lebens schenkest ein,
 Mund! den ich vorziehn muß der Inden reichen Schätzen,
 Mund! dessen Balsam uns kann stärken und verletzen,
 Mund! der vergnügter blüht als aller Rosen Schein,
 Mund! welchem kein Rubin kann gleich und ähnlich sein,
 Mund! den die Gratien mit ihren Quellen netzen;
 Mund! ach Korallenmund, mein einziges Ergetzen!
 Mund! laß mich einen Kuß auf deinen Purpur setzen.

Hofmann von Hofmannswaldau

VERGÄNGLICHKEIT DER SCHÖNHEIT

Es wird der bleiche Tod mit seiner kalten Hand
 Dir endlich mit der Zeit um deine Brüste streichen,
 Der liebliche Korall der Lippen wird verbleichen;
 Der Schultern warmer Schnee wird werden kalter Sand,

Der Augen süßer Blitz, die Kräfte deiner Hand,
 Für welchen solches fällt, die werden zeitlich weichen.
 Das Haar, das imund kann des Goldes Glanz erreichen,
 Tilgt endlich Tag und Jahr als ein gemeines Band.

Der wohlgesetzte Fuß, die lieblichen Gebärden,
 Die werden teils zu Staub, teils nichts und nichtig werden,
 Denn opfert keiner mehr der Gottheit deiner Pracht.

Dies und noch mehr als dies muß endlich untergehen.
 Dein Herze kann allein zu aller Zeit bestehen,
 Dieweil es die Natur aus Diamant gemacht.

Hofmann von Hofmannswaldau

Die Stellung zur Frau ist vielleicht überhaupt der dunkelste Punkt der Zeit. Im Grunde erscheint die Frau nur als die große Verfälscherin, als verworfene Verkörperung der Sinne. In der sonst überreichen Gestaltenwelt eines Grimmehauses fehlt die menschliche, liebende Frau. Logaus Frage: «Ob Weiher Menschen sind?» erscheint zu häufig, um bloß Scherz zu sein. Der Erhebung der Geliebten zur Göttin entspricht die Erniedrigung der Frau zur Hexe. Unter den Ängsten, die die Zeit übermäßig erschüttern, nimmt die Geschlechtsangst eine hervorragende Stelle ein. Der Haß auf die Frau entläßt sich auch in der höfisch-humanistischen Kunst immer wieder – auch hier gattungsmäßig – in den böhmischen Gedichten auf alte Vetteln, geile Jungfern, häßliche Liebhaberinnen, ganz abgesehen von den grimmen Selbsterlungen des Zerfalls weiblicher Schönheit mit ihren sadistischen Untertönen. Der verzweifelte Versuch der Rettung in der Ironie überzeugt immer weniger. Der Dämon tritt immer qualvoller, «dämonischer» hervor, und das «Sterben an der Brunst» ist nicht ausschließliche Floskel. Die Gestalt des Don Juan ist Fausts Barockgestalt, eine tief bezeichnende Schöpfung.

Man hat immer wieder angemerkt, wie die Verfasser obszönster Lyrik im «wirklichen» Leben fromme, hochangesehene Bürger und Familienväter mit einwandfreiem Lebenswandel gewesen sind. Das beweist nicht etwa eine unwahre «Lebensferne» dieser Dichtung, sondern nur die Fragwürdigkeit des Erlebnisbegriffs im barocken Zusammenhang. Lebenswirklich ist nicht dieses oder jenes Verhältnis zu einer Lesbia oder Amarantbe, aber dafür der formvollendete Kampf zwischen Geist und Sinnen am Rande des Untergangs. Die dichterische Welt der zweiten schlesischen Schule ist ein übermächtiges Phänomen und «echter» als allfällige biographische Tatsachen. Damit ist auch nicht mehr nötig zu betonen, daß hier Gebilde von einem ergreifenden, morbiden Prunk entstehen, vorab bei Hofmannswaldau, der in voller Formbeherrschung spätmittelalterliche Weltklagestimmungen aufleuchten läßt. (. . .)

Ich kugelrundes Haus, das in dem Luft besteht,
 Verschleuß, was lebt und bebt, daß es beharrlich gehet.
 Was ich gewesen bin, das werd ich nach und nach:
 Wer mich einmal verleurt, gewinnet Weh und Ach!

Ich bin bald viel, bald nichts, bald wenig in den Zahlen,
 Nachdem der Meister mich an einem Ort will malen:
 Ein Ring ist zwar gering, wie dieser Welt Gestalt,
 Die voller Eitelkeit hat einen leeren Halt.

EIN ODER ZERU NI DEN ZAHLEN

Pflegt man heute das stoffliche Erlebnis oder Bekenntnis immer zuerst im Auge zu haben, so beging das 17. Jahrhundert vielleicht den umgekehrten Fehler, daß es sich von der Form der Dinge bemächtigen zu können glaubte. Der Dichtung und überhaupt der Sprache wuchs ungeheure Formkraft zu. Die Sprache meistern, heißt das Leben meistern. Sprache ist alles, die Dinge nichts. «Alles Irdische gehet wie ein Gewitter dahin und verleurt sich der Genuß desselben in seinem Ekel selbst: Aber in den Sprachen, in deroselben rechten Kündigkeit, und folgend in dero Genuß, steckt ein weit anders und ein ganz Überirdisches verborgen ... die Sprachen sind durch alle Geheimnissen der Natur gezogen: also daß, wer der Sprachen recht kündig wird, zugleich dadurch die Natur durchwandern, die Künsten ihm recht entdecken, die Wissenschaften offenbaren, mit allen berühmten Leuten, so vormals gewesen und annoch sein, ja mit Gott selbst reden und sich besprechen kann.» So der große Schottelius in seinen Lobreden auf die deutsche Sprache. Humanistisches Philologen- und Literatentum lebt noch von einer vagen Mystik des Logos. Das Wort hat die Formwirklichkeit, die dem zeitlichen, abgefallenen, toten Ding abgibt. Wenn Opitz durch Einüben der klassischen Dichtungsformen seine Landsleute reden lehrte, so lehrte er sie leben und Mensch sein. Eine deutsche Nationalpoesie zu schaffen, war ein Anliegen der Existenz. Daber die ungeheure Rolle, die der literarische Nationalstolz spielte. Es ging dabei vor allem um höchstgeformte Sprache, das heißt den Vers, und höchstens noch um eine Prosa des hoben, beherrschten Redens und niemals des einfachen, wendigen Mitteilens und Aussprechens. Bereicherung, Schmeidigung, Steigerung des poetischen Sprachstoffs ist das leidenschaftliche Anliegen barocker Dichtung. Die erzielte Vielfalt der lautlichen und rhythmischen Formen ist enorm. Vor allem im Rhythmus wird aber deutlich, wie sehr hier das Leben mitschwingt, wie sehr aus der Form das übergreifende Wunder der Dichtung aufleuchtet. Andererseits ist auch die Gefahr des Mißbrauchs, der Entartung vorhanden. Etymologische und orthographische Marotten sind an der Tagesordnung. Bei den Nürnberger Dichtern etwa steigt die Sprache zu einem selbstherrlichen Instrumentarium empor, zu einem magischen Mittel, durch dessen virtuose Betätigung der Sprachkünstler wie ein Alchimist den Stein der Weisen hervorzuuläutern suchte. In geradezu toller Lautakrobatik, die nur scheinbar lautmalersich ist und von allem Sachbezug befreit, wird hochbarocke Dichtung gelegentlich zu einer wirbelnden, stimmernnden, lärmenden Kunst des Abstrakten. Für solche «manieristischen» Sprachexperimente hat man heute von der modernen Lyriker wieder Verständnis. Die Sprachverhältnisse der Zeit, die noch viel flüssiger und freier sind, erlauben hier Wagnisse, die ans Gewalttätige grenzen. In der Wahl der Wortformen, der Reime und Rhythmen, in den möglichst gesuchten Vergleichen und Wortkompositionen, die oft ein hochexploratives Gemisch von Vorstellungen darstellen, feiert diese autonome Sprachleidenschaft Triumphe. Schon immer ist an der Architektur wie an der Dichtung aufgefalle, wie einer nach allen Seiten offenen, übersteigerten Bewegung eine kühle, starre Rationalität der Planung gegenübersteht. Beides gebört zusammen. Die zeitlos-absolute, unbewegliche Form im Widerspruch mit täuschender Verwandlung ergibt erst den barocken Stil. Der patetische Wille zur Repräsentation setzt eine gewaltige innere Gefährdung barocken Daseins voraus.

Max Wehrli

CHRISTIAN HOFMANN VON HOFMANNSWALDAU

Geboren 1617 in Breslau. Gestorben 1679 in Breslau. – Gymnasien in Breslau und Danzig, hier Bekanntschaft mit Opitz; Studium in Leiden, Bekanntschaft mit Gryphius; Reisen in England, Frankreich, Italien. Ratsherr in Breslau; 1657 kaiserlicher Rat; 1677 Vorsitzender des Ratskollegiums. Wegbereiter des Marinismus in Deutschland (Giambattista Marino: italienischer Dichter, 1569–1625, berühmt für sein reiches Spiel mit Assonanzen, Antithesen, gewagten Metaphern, Klängen, seine «metaphysischen Frivolitäten»).

Werke u. a.: *Deutsche Übersetzungen und Gedichte* (1673); die meisten seiner Gedichte erst postum veröffentlicht.

Texte nach B. Neukirch: *Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte erster theil (bzw. anderer Theil)*. Nach dem Erstdruck vom Jahre 1697 mit einer kritischen Einleitung und Lesarten hg. von A. G. de Capua und E. A. Philippson. – Tübingen 1961 und 1965.

Grabschrift des Ritters Marini

Jch speisete die Welt mit Amber reicher Kost /
Aus meinen Reimen wuchs das Blumwerck geiler Lust.
Hab' ich die Fleischlichkeit zu schlipffrig angerühret /
So dencke Venus selbst hat mir die Hand geführt.

Vergänglichkeit der schönheit

Es wird der bleiche tod mit seiner kalten hand
Dir endlich mit der zeit umb deine brüste streichen /
Der liebliche corall der lippen wird verbleichen;
Der schultern warmer schnee wird werden kalter sand /
5 Der augen süßer blitz / die kräfte deiner hand /
Für welchen solches fällt / die werden zeitlich weichen /
Das haar / das itzund kan des goldes glantz erreichen /
Tilgt endlich tag und jahr als ein gemeines band.
Der wohlgesetzte fuß / die lieblichen gebärden /
10 Die werden theils zu staub / theils nichts und nichtig werden /
Denn opfert keiner mehr der gottheit deiner pracht.
Diß und noch mehr als diß muß endlich untergehen /
Dein hertze kan allein zu aller zeit bestehen /
Dieweil es die natur aus diamant gemacht.

(zu Grabschrift)

1 Amber: Duftstoff (Ambra).

Auf die bitterkeit der liebe

Die nacht Egyptiens / des Aetna wildes feuer /
Das wüten von der see / der wüsten ungeheuer /
Des drachen gelbes gift / der Garamanten sand /
Des neuen Zembles eyß / der höllen heisser brand /
5 Der Scythen haupt-gefahr / der donner-berge grausen /
Des Caucasus verdruß / des norden kaltes sausen /
Ist nur ein schattenwerck und bild derselben qual /
Damit die Venus hat gezieret ihren saal.

UNBEKANNTER VERFASSER

Text nach der Neukirchschen Sammlung (s. bei Hofmannswaldau).

Allegorisch Sonnet

Amanda liebstes kind / du brustlatz kalter hertzen /
Der liebe feuerzeug / goldschachtel edler zier /
Der seuffzer blasebalg / des traurens lösch-papier /
Sandbüchse meiner pein / und baumöhl meiner schmerzen /
5 Du speise meiner lust / du flamme meiner kertzen /
Nachtstülchen meiner ruh / der Poesie clystier /
Des mundes alicant / der augen lust-revier /
Der complimenten sitz / du meisterin zu schertzen /
Der tugend quodlibet / calender meiner zeit /
10 Du andachts-fackelchen / du quell der fröligkeit /
Du tieffer abgrund du voll tausend guter morgen /
Der zungen honigseim / des hertzens marcipan /
Und wie man sonst dich mein kind beschreiben kan.
Lichtputze meiner noth / und flederwisch der sorgen.

3 Garamanten: Nomadenstamm der Sahara.

4 Des neuen Zembles: Novaia Semlia, Inselgruppe in der Arktis (Rußland).

(zu Allegorisch Sonnet)

7 alicant: spanischer Süßwein.

9 quodlibet: (lat: was beliebt): reiche, bunte Mischung.

12 honigseim: flüssiger Honig (Seim: zähe Flüssigkeit).

14 flederwisch: Staubwedel (eigtl. Federwisch).

Geboren 1591 in Kaiserswerth bei Düsseldorf. Gestorben 1635 in Trier. – Wurde 1610 Jesuit in Trier. Professor in Paderborn, Köln und Trier. Seelsorger in Bamberg und Würzburg. Wollte Missionar werden, zog aber den Kampf gegen Verblendung im eigenen Land vor. Als Beichtvater zahlreicher Frauen, die wegen Hexerei angeklagt waren, durchschaute er den unmenschlichen Ablauf von Verdächtigung, Anklage, Folter und Verurteilung und prangerte ihn in seiner *Cautio Criminalis* an. In seinen Dichtungen verbindet er Jesus-Minne und Motive der Schäferdichtung.

Werke u. a.: *Cautio Criminalis seu de processibus contra sagas liber* (lat. veröff. 1631; deutsche Übersetzung von Hermannus Schmidt 1649); *Trutznachtigal Oder Geistlich-Poëtisch Lustwäldlein* (postum 1649); *Göldenes Tugend-Buch* (postum 1649).

Text nach F. Spee: *Trutznachtigall*. Mit Einl. und krit. Apparat hg. von G. O. Arlt. – Halle/Saale 1936.

>Trutznachtigal<

Eine Ecloga oder Hirtengesang, von Christo dem Herren im Garten, vnder der persohn des hirten Daphnis, vvelchen der Himmlisch Sternen-Hirt, das ist der Mon, allvveil er seine Sternen hütet, kläglich betravvret. Seind aber Trochaische oder Springverss, so nach jhrem sprung vvollen gelesen sein [...]

Eingang

I.

- 1 Mon des Himmels treib zur weiden
Deine Schäfflein gülden-gelb /
Auff geründter blawen heiden
Laß die Sternen walten selb /
Jch noch newlich so thät reden /
Da zu nacht ein schwacher hirt /
Aller wegen / steeg / vnd pfäden
Sucht ein Schäfflein mit begirdt.

II.

- 9 Gleich der Mon jhm ließ gesagen /
Nam ein lind gestimmtes rohr:
That es blasend zärtlich nagen /
Spielet seinen Sternen vor.

Der Mon

Auff jhr Schäfflein / auff zur Heyden /
Weidet reines himmel-blaw:
Dannenhero wan wir scheidt /
Schwitzet jhr ab den morgen-taw.

III.

- 17 Ach! wer aber dort im garten
Ligt mit seinem hirtenstab?
Wer wil seiner dorten warten?
Schawt jhr sternlein / schawt hinab.
Haltet / haltet / ich nit fehle:
Jst der Daphnis wolbekändt:
Eia / Daphnis / mir erzehle /
Daphnis / waß wil diser standt.

IV.

- 25 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
Jch mit jhm noch reden muß.
Weidet / meine Sternen / weidet /
Daphnis ligt in harter Buß.
Daphnis / thu die Lefftzen rühren /
Eia / nit verbleibe stumm:
Daphnis / laß dich dannen führen /
Eia nit verbleibe tumm.

V.

- 33 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
Daphnis ligt in ängsten groß:
Daphnis pein / vnd marter leidet /
Wölt / er läg in mutter-schoß!
Er dem felsen ligt in armen /
Ligt auff harten steinen bloß:
Ach wer dorten jhn wil warmen?
Fürcht / er da das haupt zerstoß.

VI.

- 41 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
Daphnis spaltet mir das hertz!
Wer mag haben jhn beleidet?
Weinen möchten stein vnd ertz:
Kalte wind halt ein die flügel /
Rühret nicht daß krancke blut:
Meidet jenen berg / vnd hügel /
Daphnis ligt ohn schuch vnd hut.

VII.

- 49 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
Daphnis leidet angst vnd noth:
Daphnis doppel thränen leidet /
Weisse perl / corallen roth.
Perlen jhm von augen schiessen /
Schiessen hin ins grüne gras:
Von dem leib corallen fliessen
Fliesen in den boden bas.

VIII.

- 57 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
Niemand hats gezehlet gar /
Niemand hat es außgekreydet /
Ob auch zahl der tropffen war.
Nur der boden wol genetzt /
Für den weiß- vnd rothen schweiß /
Jhm zu danck heraußer setzt
Rosen roth / vnd lilgen weiß.

IX.

- 65 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
Daphnis voller ängsten ligt:
Ruch / noch farben vnderscheidet /
Achtet keiner blümlein nicht.
O was marter dir begegnet?
Hör zu schwitzen einmahl auff:
Gnug es einmahl hat geregnet /
Nit in rothem bad ersauff.

X.

- 73 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 Wer doch hat es jhm gethan?
 Niemand meine frag bescheidet:
 Du mir Daphnis zeig es an.
 Daphnis kan für leyd nit sprechen /
 Seufftzet manchen seufftzer tieff /
 Jhm das hertz wil gar zerbrechen:
 Ach daß jemand helffen lieff.

XI.

- 81 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 Schon ein Englisch Edel-knab
 Starck in Lüfft- vnd Wolcken schneidet /
 Eylet hin in vollem trab.
 Er jhm singlet süsse Reymen /
 Mit gar süssem stimmlein ſchwanck /
 Auch den Kelch nit thut versäumen /
 Zeiget einen kräuter-tranck.

XII.

- 89 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 Alles / alles ist vmbsonst:
 Er doch allen trost vermeidet /
 Achtets wie den blawen dunst.
 O du frommer Knab von oben /
 Du nur mehrest jhm die pein:
 Doch ich deine trew muß loben.
 Gott! dirs muß geklaget sein;

XIII.

- 97 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 O wie schlecht / vnd frommer Hirt!
 Er den Becher jetzet meidet /
 Morgen jhms gerewen wirdt.
 Er sich jetzet gar wil freyen /
 Weigert was man trincket zu;
 Dörfft vिलleicht morgen schreyen /
 Ach wie sehr mich dürstet nu!

XIV.

- 105 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 Daphnis bleibet schmerzenvoll:
 Euch befehl ich / euch entkleidet /
 Reisset auß die gülden Woll.
 Nur euch kleidet pur in kohlen
 Pur in lauter schwarzes wand /
 Von der scheidel auff die sohlen
 Euch gebühret solcher standt.

XV.

- 113 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 Daphnis führet starckes leyd:
 Jst vom Vatter hoch veraydet /
 Hoch mit wolbedachtem ayd /
 Er doch wolte widerbringen /
 Ein verlohren Schäfflein sein;
 Ach wan solte das mißlingen /
 Er ja stürb für lauter pein.

XVI.

- 121 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 Daphnis wird verfolget starck:
 Böß gesindlein jhn beneydet /
 Trachtet jhm nach blut / vnd marck.
 O waß dorten! waß von stangen /
 Wehr / vnd waffen nehm ich war?
 O vилleicht man jhn kompt fangen!
 Warlich / warlich / ist gefahr.

XVII.

- 129 Weidet / meine Schäfflein / weidet /
 Sprechen wolte bleicher Mon:
 Ja nit weidet / sonder scheidet /
 Er da sprach / vnd wolte gohn.
 Scheidet / scheidet / meine schaaren /
 Kan für leyd nit schawen zu:
 Dich nun wolle Gott bewahren /
 Daphnis / wer kan bleiben nu?

XVIII.

- 137 Drauff adé der Mon wolt spielen /
 Da zersprang das matte rohr:
 Augen tropffen jhm entfielen /
 Wurde wie der schwarzte Mohr.
 Vnd weil eben dazumahlen
 Er tratt an in vollen schein /
 Gleich vertauschet er die stralen /
 Vollen schein gen volle pein.

XIX.

- 145 Auch die sternen weinen kamen /
 Flötzten ab all jhren schein /
 Schein / vnd thränen flossen samen /
 Recht zum blawen feld hinein;
 Machten eine weisse gassen /
 So noch heut man spürén mag:
 Dan der milch-weg hinderlassen /
 Jst wol halb von solcher bach.

Aufklärung / Anakreontik

Lessing

Die drey Reiche der Natur.

Drey Reiche sinds, die in der Welt
Uns die Natur vor Augen stellt.
Die Anzahl bleibt in allen Zeiten
Bey den Gelehrten ohne Streiten.
Doch wie man sie beschreiben muß,
Da irrt fast jeder Physikus.
Hört, ihr Gelehrten, hört Mich an,
Ob Ich sie recht beschreiben kann?

Die Thiere sind den Menschen gleich,
Und beyde sind das erste Reich.
Die Thiere leben, trinken, lieben;
Ein jegliches nach seinen Trieben.
Der Fürst, Stier, Adler, Floh und Hund
Empfindt die Lieb und netzt den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das andre Reich
Dem ersten nicht an Güte gleich.
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken,
Wenn Wolken treufelnd niedersinken.
So trinkt die Ceder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das andre Reich gethan.

Das Steinreich ist das dritte Reich,
Und dieß macht Sand und Demant gleich.
Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe;
Er wächst ohne Trunk und Liebe.
Drum was nicht liebt, noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan.
Denn ohne Lieb und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? Ein Stein.

Das Lob der Faulheit

Faulheit! itzo wollt ich dir
Auch ein kleines Loblied schenken;
Käm es nur gleichauf's Pappier,
Ohne lange nachzudenken.
Doch ich will mein bestes thun;
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Faulheit! dem muß dieses Leben
Mehr - - Ich gäh'n; ich werde matt.
Nun du wirst mir es vergeben,
Daß ich dich nicht loben kann;
Du verhinderst mich ja dran.

CHRISTOPH FRIEDRICH WEDEKIND*

Die zwey grossen Dichter in Teutschland
die Herrn v. Hagedorn und Gellert.

Bey vielen Dichtern sind die Verse matt, ja todt,
Wo nicht, so leyden sie doch an Gedancken Noth.
Weit lebendiger klingt, was ihr uns vorgesungen,
Denn eure Dichterey hat Geist, und Feur, und Zungen,
Ist witzig, fließend rein, durchdringend und beweglich,
Anmuthig, reizend, mild, einnehmend und behäglich.

Über die Madame Gottsched.

Du Sappho dieser Zeit, du zweyte Schurmannin,
Du teutsche Gometz du, gepriesne Gottschedin,
Du Muster von gelehrt- belebt- und klugen Frauen,
In der sich Geist und Witz und Feur verschwistert schauen.
Der Engelsche Geschmack, der deine Schriften ziert,
Hat deinen Namen längst zur Ehrenburg geführt,
Dich mag man wohl mit Recht, zum Ruhm von Leipzigs-Pleissen.
Das rein und artige, das holde Schwängen heissen.

Anakreontische Ode.

Weg! mit dem Sonnen-Wedel,
Die Zeit ist viel zu edel.
Laß uns bey jenen Buchen,
Den Lentz der Jugend suchen.
Auf dem beblühten Rasen,
Wo sanfte Lüftgens blasen,
In dunkel grünen Schatten,
Wo sich die Lerchen gatten.
Der holde Reitz des Lebens
Lacht nicht an dir vergebens.
Laß mich an deinen Schätzen,
So Geist als Auge letzen.
Das hüpfende Verlangen
Der Grübgens in den Wangen.
Der rund gewölbte Spiegel
Lebhafter Schwänen-Hügel.
Die thönend zarte Klippen,
Der Rosen rothen Lippen.
Der Augen leuchtend Feuer
Macht deine Liebe theuer,
Doch, will ich ohn Bedencken,
Mein Hertz dafür verschencken,
Drum Chloris setz dich nieder,
Die Zeit kommt nimmer wieder,
Eh wir sie gantz vermissen,
So laß uns sie verküssen.

Hagedorn

Anacreon.

In Tejos und in Samos
Und in der Stadt Minervens
Sang ich von Wein und Liebe,
Von Rosen und vom Frühling,
Von Freundschaft und von Tänzen;
Doch höhnt ich nicht die Götter,
Auch nicht der Götter Diener,
Auch nicht der Götter Tempel.
Wie hieß ich sonst der Weise?

Ihr Dichter voller Jugend,
Wollt ihr bey froher Musse
Anacreontisch singen;
So singt von milden Reben,
Von rosenreichen Hecken,
Vom Frühling und von Tänzen,
Von Freundschaft und von Liebe;
Doch höhnet nicht die Gottheit,
Auch nicht der Gottheit Diener,
Auch nicht der Gottheit Tempel.
Verdienet, selbst im Scherzen,
Den Namen echter Weisen.

Der erste May.

Der erste Tag im Monat May
Ist mir der glücklichste von allen.
Dich sah ich, und gestand dir frey,
Den ersten Tag im Monat May,
Daß dir mein Herz ergeben sey.
Wenn mein Geständniß dir gefallen;
So ist der erste Tag im May
Für mich der glücklichste von allen.

Der Wettstreit.

(Melodie)

Mein Mädchen und mein Wein,
Die wollen sich entzweyn.
Ob ich den Zwist entscheide?
Wird noch die Frage seyn.
Ich suche mich durch Beyde
Im Stillen zu erfreun.
Sie giebt mir grössre Freude:
Doch öftre giebt der Wein.

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

Geboren 1729 zu Kamenz in der sächsischen Lausitz. Gestorben 1781 in Braunschweig. – Besuchte die berühmte Fürstenschule St. Afra in Meißen, studierte dann in Leipzig Theologie, fand jedoch mehr Gefallen am gesellschaftlichen Leben und am Theater, schuf anacreontische Gedichte und eine Reihe von Lustspielen und trat zur Neuberschen Schauspieltruppe in Beziehung. 1748 ging er nach Berlin und weilte darauf abwechselnd in Leipzig und Berlin. Journalistische Tätigkeit, Literatur- und Kunstkritik und dichterisches Schaffen sollten ihm das Leben eines freien Schriftstellers ermöglichen. Er schloß Freundschaft mit Friedrich Nicolai, Moses Mendelssohn und dem preußischen Offizier und Dichter Ewald von Kleist. 1755 veröffentlichte er das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel, *Miss Sara Sampson*, 1759 die *Fabeln*. 1760–1765 war er Sekretär des preußischen Generals von Tauentzien in Breslau. 1759–1765 gab er mit Nicolai und Mendelssohn die kritische Wochenzeitschrift *Briefe die neueste Literatur betreffend* heraus (Lessing bekämpfte Gottsched und den französischen Klassizismus und trat für Shakespeare ein). Unmittelbar nach dem Siebenjährigen Krieg begann er die Arbeit an seinem Lustspiel mit zeitgeschichtlichem Stoff, *Minna von Barnhelm* (erschienen 1767). In Breslau entstand auch die kritische Abhandlung *Laokoon* (gedruckt 1766). 1767 wurde Lessing Dramaturg am neugegründeten Deutschen Nationaltheater in Hamburg. (*Hamburgische Dramaturgie*, 1767–1769; Verbindung von Rezensionen aufgeführter Stücke mit der Wiederbesinnung auf das Wesen des Dramas.) Nach dem baldigen Scheitern des Hamburger Unternehmens folgte er einem Ruf nach Wolfenbüttel, wo er im letzten Jahrzehnt seines Lebens wie einst Leibniz der berühmten Bibliothek vorstand. Dort vollendete er 1772 sein Trauerspiel *Emilia Galotti* und verwickelte sich in den Kampf mit der protestantischen Orthodoxie. (1774 Herausgabe der *Fragmente eines Ungenannten*, die von Lessings verstorbenem Freund, dem rationalistischen Theologen H. S. Reimarus stammten. Lessing teilte dessen offenbarungsfeindlichen Standpunkt nicht ohne weiteres, verteidigte sich jedoch entschieden gegen die Angriffe des Hamburger Hauptpastors J. M. Goetze. *Anti-Goetze*, 1778.) Der Kampf führte schließlich zur Unterstellung weiterer theologischer Veröffentlichungen unter die Zensur. Lessing setzte die Auseinandersetzung mit anderen Mitteln fort: im Schauspiel *Nathan der Weise* (1779) und in der versteckten Form der von ihm scheinbar nur herausgegebenen Schrift *Die Erziehung des Menschengeschlechts* (1780). – Einsamkeit und Enttäuschungen der letzten Lebensjahre brachen Lessings Lebens- und Schaffenskraft.

Texte nach F. Muncker (Hg.): Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing. Bd. 1–5. – Leipzig 1904–1907.

G. E. Lessing: Werke. Hg. von H. G. Göpfert. Bd. 1–8. – München 1970–1979.

Briefe

An die Mutter Justina Salome, geb. Feiler

Hochzuehrende Frau Mutter,

Ich würde nicht so lange angestanden haben, an Sie zu schreiben, wenn ich Ihnen was Angenehmes zu schreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu lesen, müsse Sie eben schon so satt sein, als ich bin sie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das geringste davon in diesen Zeilen finden werden. Ich besorge nur, daß ich bei Ihnen in dem Verdachte, einer allzugeringsen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen schuldig bin, stehe. Ich besorge nur, daß Sie glauben werden, meine jetzige Aufführung komme aus lauter Ungehorsam und Bosheit. Diese Besorgnis macht mich unruhig. Und wenn sie gegründet sein sollte, so würde mich es desto ärger schmerzen, je unschuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen, Ihnen meinen ganzen Lebenslauf auf Universitäten abmalen darf, ich bin gewiß versichert, Sie werden alsdann mein jetziges Verfahren gütlicher beurteilen. Ich

komme jung von Schulen, in der gewissen Überzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständnis kömmt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmers als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: Soll ich sagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr. Eine häuersche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir, bei meiner eignen Beurteilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfinden hatte. Und die Würkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinne zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst wie ich es anfang. Ich lernte tanzen, fechten, voltigieren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann auch also das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Übungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter worden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehn die weit angenehmer, und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste getan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster ebenso sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an ändern Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet als über mich selbst. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Torheit überfiel, daß ich auf den Entschluß kam, selbst Komödien zu machen: Ich wagte es, und als sie aufgeführt wurden, wollte man mich versichern, daß ich nicht unglücklich darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerm Ernste treiben soll. Ich sann dabero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgetan hatte. Aber plötzlich ward ich in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nach Hause zu kommen, gestöret. [...]

Berlin den 20 Jenner 1749.

Dero gehorsamster Sohn
Lessing.

DER MENSCH – DER ERSTE
FREIGELASSENE DER SCHÖPFUNG

Johann Gottfried Herder

Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles wie seinen geraden Gang zu lernen, so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kömmt oft nur durch Irren zur Wahrheit; indessen sich das Tier auf seinem vierfüßigen Gang sicher fortträgt; denn die stärker ausgedruckte Proportion seiner Sinne und Triebe sind seine Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt aufgerichtet weit umher zu schauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urteile ruhe; indessen ist und bleibt er seiner hohen Verstandesbestimmung nach, was kein anderes Erdengeschöpf ist, ein Göttersohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, lasset uns bedenken, was in den

großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt, und wieviel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselbe einer so schwachen, vielfach gemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Tier ist nur ein gebückter Sklave; wengleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß notdürftigen Trieben dienen und in diesem Dienst sich erst zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung; er stehet aufrecht. Die Waage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Waage. Er kann dem trüglichen Irrtum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden; er kann die Ketten, die ihn, seiner Natur entgegen, fesseln, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der getäuschten Vernunft ging, gehet's auch mit der mißbrauchten oder gefesselten Freiheit; sie ist bei den meisten das Verhältnis der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgestellt haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Tier werden.

Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach, und selbst im ärgsten Mißbrauch derselben, ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteste wählte; er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigener Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowohl seine Vernunft als Freiheit begrenzt; und sie ist glücklich begrenzt, weil, der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selber aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt für sich ein freies Geschöpf, obwohl die allumfassende Güte ihn auch in seinen Torheiten umfasset und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenket. Wie kein getriebenes Geschoß der Atmosphäre entfliehen kann, aber auch, wenn es zurückfällt, nach einen und denselben Naturgesetzen wirkt, so ist der Mensch im Irrtum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigeborner; wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig; wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar.

Der kriegerische Wolf

Mein Vater glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphiert und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Ver-

derbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: Die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphiert, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

Der Besitzer des Bogens

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! Doch dem ist abzuhelfen! fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden: Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen! — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Das Roß und der Stier

Auf einem feurigen Rosse flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schand! von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!

Aber ich, versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

Die Erziehung des Menschengeschlechts

... Soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten

der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu tun vermögend sei.

Darauf zwecke die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blickhedem bloß heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

Eine Duplik

Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Überzeugung, in guter Absicht, ebenso scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr wert als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurteil, mit Verschreitung seiner Gegner, auf alltägliche Weise verteidigt. Will es denn eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich aus keinem geringeren Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwürfe mutwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Pläne, Lügen auszustaffieren, die man Lügen zu sein weiß? Was wollen sie damit? Was anderes als — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zugute kommen lassen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsätzlich und wissentlich kein falsches, verleumderisches Urteil fällen können: so schweige ich und enthalte mich alles Widerscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: »Wähle!« — ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: »Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!«

Georg Christoph Lichtenberg
1742 - 1799

Zur Aufweckung des in jedem Menschen schlafenden Systems ist das Schreiben vortrefflich, und jeder, der je beschrieben hat, wird gefunden haben, daß Schreiben immer etwas erweckt, was man vorher nicht deutlich erkannte, ob es gleich in uns lag.

Wenn jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens dicht zusammensammelte, so würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahrs einmal ein Genie. Die eigentlich sogenannten Genies haben nur die guten Einfälle dichter. Man sieht also, wieviel darauf ankommt, alles aufzuschreiben.

Man kann eine Sache wieder so sagen, wie sie schon ist gesagt worden, sie vom Menschenverstand weiter abbringen oder sie ihm nähern, das erste tut der seichte Kopf, das zweite der Enthusiast, das dritte der eigentliche Weltweise.

Die Wahrheit hat tausend Hindernisse zu überwinden, um unbeschädigt zu Papier zu kommen und von Papier wieder zu Kopf. Die Lügner sind ihre schwächsten Feinde. Der enthusiastische Schriftsteller, der von allen Dingen spricht und alle Dinge ansieht wie andere ehrliche Leute, wenn sie einen Hieb haben, ferner der superfeine erkünstelte Menschenkenner, der in jeder Handlung eines Mannes, wie Engel in einer Monade, sein ganzes Leben sich abspiegeln sieht und sehen will, der gute fromme Mann, der überall aus Respekt glaubt, nichts untersucht, was er vor dem 15. Jahr gelernt hat, und sein bißchen Untersuchtes auf (un)untersuchten Grund baut, dieses sind Feinde der Wahrheit.

großen Mustern, wenn er auch die seltene Gabe hat, sie zu verstehen und anschauend zu erkennen, was ihnen die Unsterblichkeit gegeben hat, doch nur immer das Wie? aber nicht das Was. Fürwahr, einigen unsrer Schriftsteller sollte die Obrigkeit den Produkt geben lassen, den ihnen der Schulmeister nicht mehr geben kann, daß sie die Jahre, wo sie Erfahrungen sammeln sollen, so schändlich hinstreichen lassen, berauscht von dem elenden Beifall, den ihnen ein paar Zeitungsschreiber geben, die man Publikum nennt, bis endlich ihr Originalkopf zwischen 30 und 40 erwacht und sich leer und betrogen findet, alsdann wollen sie den Menschen schildern, den sie nicht kennen und in den Gesellschaften ihrer Verehrer nicht kennenlernen konnten.

In die Welt zu gehen, ist deswegen für einen Schriftsteller nötig, nicht sowohl damit er viele Situationen sehe, sondern selbst in viele komme.

Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift, die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verdrüßen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgendeinen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu Tausenden wegzuschmeißen.

Es ist keine Kunst, etwas kurz sagen, wenn man etwas zu sagen hat, wie Tacitus, allein, wenn man nichts zu sagen hat und schreibt dennoch ein Buch und macht die Wahrheit mit ihrem *ex nihilo nihil fit* zur Lügnerin, das heißt ich Verdienst.

Die traurigste Art Schriften ist die, die weder raisonnement genug enthalten, um zu überzeugen, noch Witz genug, um zu ergötzen.

Bei manchem Werk eines berühmten Mannes möchte ich lieber lesen, was er weggestrichen hat, als was er hat stehen lassen.

Es gibt Leute, die an Kenntnissen nicht älter werden, sie kommen in eine Gesellschaft von Bewunderern ihrer kleinen Gaben und leben ihre künftigen Jahre hin, ihre flüchtig aufgetragenen Meinungen gar einzubrennen. Milton schrieb sein Gedicht am Ende eines in den wichtigsten Geschäften zugebrachten Lebens. Daher wird viel dazu erfordert, es in seiner ganzen Stärke zu genießen. Des vernünftigen Mannes Scherz sind vernünftigen Leuten eine lehrreiche Unterhaltung, alles, was er im Charakter tut, also auch seine Fiktion, seine Poesie (im Charakter NB), so schrieb Milton. Der große Mann spiegelt sich überall ab. Seine Blindheit nach so großer Erfahrung und häufiger Beobachtung stärkte seine Dichtungskraft.

Es ist nicht zu leugnen, daß einige von unseren neueren schönen Geistern alle die Anlage zu großen Schriftstellern haben, die sie von der Natur empfangen konnten. Allein, daß sie keine große Schriftsteller sind, ist: sie haben nichts gelernt. Sie haben keinen Überfluß, und daher können sie keine Goldmünzen wegwerfen. Ihre Ähnlichkeiten sind Alltagsware, nur mit einer Art geputzt und aufgefrischt, woran man sieht, sie könnten etwas leisten. Der Schriftsteller, der nicht zuweilen einen Gedanken, worüber ein anderer Dissertation geschrieben hätte, hinwerfen kann, unbekümmert, ob ihn der Leser findet oder nicht, wird nie ein großer Schriftsteller werden, so sehr er auch die *stimulantia*, Homer und Shakespeare, gebrauchen mag. Er lernt von diesen

zu braucht, sich selbst zu zeigen. Man lernt den Schriftsteller kennen und sonst nichts. So hart es auch zuweilen widergehen sollte, eine witzige Periode wegzulassen, so muß es doch geschehen, wenn sie nicht notwendig aus der Sache fließt. Diese Kreuzigung gewöhnt allmählich den Witz an die Zügel, die ihm die Vernunft anlegen muß, wenn sie beide zusammen mit Ehren auskommen sollen.

Es läßt sich ohne sonderlich viel Witz so schreiben, daß ein anderer sehr vielen haben muß, es zu verstehen.

Es wäre gewiß sehr nützlich, der Welt die Schriftsteller anzuzeigen, die mit Kenntnis anderer, die vor ihnen gewesen sind, aus sich selbst allein geschöpft haben. Durch diese allein lernt man, und es sind ihrer gewiß sehr wenige, die also jedermann leicht lesen könnte. Die andern prägen nach und sind im eigentlichen Verstande Falschmünzer.

Die schönste Art der Ironie ist, eine Sache, die gar nicht verteidigt werden kann, zu verteidigen mit Gründen, die voll satirischer Bitterkeit sind, häufig Stellen zu zitieren und zu erklären.

Jeder arme Teufel sollte wenigstens zwei ehrliche Namen haben, damit er den einen dran wagen könnte, um den anderen ins Brot zu bringen. So haben Schriftsteller anonym geschrieben. Wenn man zwei ehrliche Namen hätte, so könnte man sich mit dem einen noch wehren, (wenn) einem der andere abgeschnitten wäre.

Christian Friedrich Daniel Schubart
Der Gefangene

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durch's schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernem Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne mir – sind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach, lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Ähren;
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose;
Denn nichts ist mein, ach! nichts ist mein.
Im Muttererdschooße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthänen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Donnerbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln;
Und selbst mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie damit zu strafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefangner Mann! ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen.

Der Reichsadler
(Ein aufgelöstes heraldisches Räthsel)

Ihr Forscher in der Wappenkunde,
Was fragt ihr ängstlich nach dem Grunde:
Warum in jeder Schilderei
Der deutsche Adler doppelköpfig sey?
»Zwei Köpfe«, sprecht ihr oft im Feuer,
»Sind ja ein wahres Ungeheuer,
Und Köpfe noch dazu, wie die,
Voll bissiger Antipathie«.
O laßt doch einmal nach, mit Forschen euch zu plagen,
Ein Novellist sogar kann euch die Wahrheit sagen.
Der eine Kopf, der westwärts blickt,
Sanft scheint und desto schärfer pickt,
Ist Kaiser Josephs Kopf, des toleranten Weisen!
Der andre Kopf, der ostwärts schaut,
Scharf sieht und mit dem Schnabel haut,
Ist Friedrich, der Donnergott der Preußen.
Warum sie aber uneins sind,
Begreift beinah' ein kleines Kind;
Sie sind entzweit in dem gemeinen Falle:

Was eine Kralle packt, packt auch die andre Kralle;
Drum zerren sie so jämmerlich –
O Vaterland, wie daurst du mich!

Toleranz

Der dicke Franz nahm eine Hur ins Haus.
Sein Nachbar Melcher sprach:
Ei, Franz, jag' doch das Mensch hinaus,
Im ganzen Dorf red't man dir Übels nach.
Hm, sprach der aufgeklärte Franz,
s'ist dummes Volk, weiß nichts von Toleranz.

Noch etwas an sie

Du Tochter Gottes, Toleranz,
Weißt du, wer dich im Sonnenglanz
In Deutschlands Städte führte? –
Der Fürsten Herz regierte
Oft Wahrheitsstrahl; doch meistens – Finanz.

Deutscher Freiheitsgeist

Der Teufel hol, sprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! – Er sprach's mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam – des Bürgermeisters Hund:
Der Prahler Pfund stand auf – beugt sich – war mäschenstille.

LEBENS LAUF VON F. HOELDERLIN

- 1770 20. März wird Johannes Christian Friedrich Hölderlin als Sohn des Klosterhofmeisters Heinrich Friedrich Hölderlin und seiner Ehefrau Johanna Christine in Lauffen am Neckar geboren
- 1772 Tod des Vaters im Alter von 36 Jahren
- 1774 Zweite Ehe seiner Mutter mit Bürgermeister Gock; Umzug nach Nürtingen
- 1779 Tod des zweiten Ehemannes. Der junge Hölderlin besucht die Lateinschule, da die Mutter wünscht, dass er Pfarrer werde.
- 1784 Hölderlin besucht die niedere Klosterschule in Denkendorf
- 1786 Eintritt in die höhere Klosterschule in Maulbronn. Zahlreiche Gedichte entstehen
- 1787 Verlobung mit Louise Nast
- 1788 Abgang von der Klosterschule Maulbronn. Eintritt in das Tübinger Stift. Beginn des Freundschafts- und Dichterbundes zwischen Hölderlin, Ludwig Neuffer und Rudolf Magenau. Höhepunkt im Jahre 1790. Einfluss Schillers. Entstehung der sog. Tübinger Hymnen
- 1789 Bekanntschaft mit Oberpriester Stäudlin und Schubert
14. Juli: Beginn der Franz. Revolution
- 1790 Magisterexamen in Tübingen bestanden. Fortsetzung der Studien im Stift. Kurze Zeit erwägt H., Else Leuret zu heiraten. Freundschaften mit Philosophen Hegel und mit Schelling. Die drei bilden ein geniales, sich ergänzendes Kleeblatt. Von Bedeutung ist das dialektische Denken (= Denken in Gegensätzen, Polarität des Lebens)
- 1791 Hölderlins erste Gedichte werden in Stäudlins Musenalmanach veröffentlicht
- 1793 Entlassung aus dem Tübinger Stift; Theologisches Konsistorialexamen in Stuttgart absolviert. Schiller bietet H. eine Hofmeisterstelle bei Charlotte von Kalb in Waltershausen bei Jena an, die H. annimmt
- 1794 Beginn der Freundschaft zwischen Schiller und Goethe. H. weilt mit Zögling in Jena, wo er oft bei Schiller zu Gast ist und Herder und Goethe kennenlernt.
Fragment von Hyperion erscheint in Schillers Thalia. Januar: Dienstverhältnis mit Charlotte von Kalb gelöst; Rückkehr nach Nürtingen
- 1796 Neue Hauslehrerstelle bei Familie Gontard. Liebe zu Susette Gontard (= Diotima), der Hausherrin; Verhältnis mit ihr
- 1797 Erster Band des Hyperions erscheint bei Cotta
- 1798 Freiwillige Trennung von Susette, da es Spannungen mit deren Mann gibt. Umzug nach Homburg zu seinem Freund Isaac Sinclair
- 1801 Neue Stelle als Hofmeister bei Fam. Gonzenbach in Hauptwil bei St. Gallen. Scheitern der Tätigkeit. Grosse Elegien und Hymnen entstehen
- 1802 Fussreise bis Bordeaux, wo H. wieder erfolglos Hauslehrer ist in der Familie des Konsuls Meyer
Baldige Rückkehr nach Nürtingen in bedenklicher geistiger Verfassung.
22. Juni: Tod Susettes
- 1804 Freund Sinclair holt H. zu sich nach Homburg
- 1806 Sinclair liefert den Freund in die Autenriethsche Klinik in Tübingen ein
- 1807 Kranker H. in Pflege bei Schreinermeister Zimmer in Tübingen, wo er bis zu seinem Tod dahindämmert
- 1843 7. Juni: Tod F. Hölderlins in Tübingen

F. Hölderlin

DIE BÜCHER DER ZEITEN

Herr! Herr!

Unterwunden hab' ich mich,
Zu singen dir
Bebenden Lobgesang.

Dort oben

In all der Himmel höchstem Himmel,
Hoch über dem Siriusstern,
Hoch über Uranus Scheitel,

Wo von Anbeginn

Wandelte der heilige Seraph
Mit feirender, erbebender Anbetung
Ums Heiligtum des Unnenbaren.

Da steht im Heiligtum ein Buch

Und im Buche geschrieben
All die Millionenreihen
Menschentage –

Da steht geschrieben –

Länderverwüstung und Völkerverheerung,
Und feindliches Kriegergemezel,
Und würgende Könige –
Mit Ross' und Wagen,
Und Reuter und Waffen,
Und Scepter um sich her;
Und giftge Tyrannen,
Mit grimmiem Stachel,
Tief in der Unschuld Herz.

Und schrökliche Fluthen
Verschlingend die Frommen,
Verschlingend die Sünder,
Zerreißend die Häuser
Der Frommen, der Sünder.
Und fressende Feuer –
Palläste und Thürme
Mit ehernen Thoren,
Gigantischen Mauern
Zernichtend im Augenblick.
Geöffnete Erden
Mit schwefelndem Rachen
Ins rauchende Dunkel
Den Vater, die Kinder,
Die Mutter, den Säugling,
In Wehegeröchel
Und Sterbegewinsel
Hinuntergurgelnd. –.

Da steht geschrieben

Vatermord! Brudermord!
Säuglinge blaugewürgt!
Greulich! Greulich!
Um ein Linsengericht
Därmzerfressendes Gift
Dem guten, sicheren Freund gemischt. –.
Hohlaugigte Krüppel
Ihrer Onansschande
Teuflische Opfer –.
Kannibalen
Von Menschenbraten gemästet –
Nagend an Menschengewebe,
Aus Menschenschädel saufend
Rauchendes Menschenblut.

Wütendes Schmerzgeschrei
Der Geschlachteten über dem
Bauchzerschlizenden Messer.
Des Feindes Jauchzen
Über dem Wohlgeruch,
Welcher warm dampft
Aus dem Eingeweid. –.

Da steht geschrieben –

Die Verzweiflung schwarz
Am Strik um Mitternacht
Noch im quälenden Lebenskampf
Die Seel – am höllennahenden Augenblick.

Da steht geschrieben –

Der Vater verlassend
Weib und Kind im Hunger,
Zustürzend im Taumel
Dem lokenden süßlichen Lasterarm. –.
Im Staub das Verdienst
Zurück von der Ehre
Ins Elend gestoßen
Vom Betrüger –
Im Lumpengewand
Einher der Wanderer
Bettelnahrung zu suchen
Dem zerstückelten Gliederbau.

Da steht geschrieben

Des heitern, rosigen Mädchens
Grabenaher Fieberkampf;
Der Mutter Händeringen,
Des donnergerührten Jünglings
Wilde stume Betäubung.

(Eine Pause im Gefühl.)

Furchtbarer, Furchtbarer!

Das all, all im Buche geschrieben
Furchtbarer, Furchtbarer!

Ha die Greuel des Erdgeschlechts!

Richter! Richter!
Warum vertilgt mit dem Flammenschwert
All die Greuel von der Erde
Der Todesengel nicht?

Gerechter sieh die Gerichte

Treffen den Frommen den Sünder
Die Fluthen die Feuer
Die Erdegerichte all'.

Aber sieh ich schweige —

Das sei dir Lobgesang!
Du, der du lenkst
Mit weiser weiser Allmachtshand
Das bunte Zeitengewimmel.
(Wieder eine Pause)

Hallelujah, Hallelujah,

Der da denkt
Das bunte Zeitengewimmel
Ist Liebe!!!
Hörs Himmel und Erde!
Unbegreiflich Liebe!

Es steht im Heiligtum ein Buch

Und im Buche geschrieben
All die Millionenreihen
Menschentage —

Da steht geschrieben

Jesus Christus Creuzestod!
Des Sohnes Gottes Creuzestod!
Des Lamms auf dem Throne Creuzestod!
Seelig zu machen alle Welt,
Engelswonne zu geben
Seinen Glaubigen. —
Der Seraphim, Cherubim
Stauende Still
Weit in den Himmelsgefilden umher —
Des Harfenklangs Verstummen,
Kaum athmend der Strom ums Heiligtum.
Anbetung — Anbetung —
Über des Sohnes Werk
Welcher erlöst
Ein gefallen Greuelgeschlecht.

Da steht geschrieben —

Der gestorben ist,
Jesus Christus,
Abschüttelnd im Felsen den Tod!
Heraus in der Gotteskraft Allgewalt!
Und lebend — lebend —
Zu ruffen dereinst dem Staub;
Kommet wieder, Menschenkinder!
Jetzt tönt die Posaun'
Ins unabsehliche Menschengewimmel
Zum Richtstuhl hinan! Zum Richtstuhl!
Zum Lohn, der aufstellt
Der Gerechtigkeit Gleichgewicht!

Jammerst du jetzt noch, Frommer?
Unter der Menschheit Druk?
Und, Spötter, spottest du

In tanzenden Freuden
Noch des furchtbarn Richtstuhls?

Da steht geschrieben —

Menschliches Riesenwerk
Statlich einherzugehn
Auf Meerestiefen!
Oceanswanderer! Stürmebezwinger!
Schnell mit der Winde Frohn
Niegesehene Meere
Ferne von Menschen und Land
Mit stolzen brausenden Seegehn
Und schaurlichen Masten durchkreuzend.
Leviathanserleger
Lachend des Eisgebürgs
Weltenentdecker
Niedgedacht von Anbeginn.

Da steht geschrieben —

Völkerseegehn,
Brods die Fülle,
Lustgefilde
Überall —
Allweit Freude
Niederströmend
Von der guten
Fürstenhand.

(forts. Bücher d. Zeiten
Hölderlin)

Friedrich Hölderlin



Friedrich Hölderlin

GEDICHTE 1796 – 1798

AN DIOTIMA

Schönes Leben! du lebst, wie die zarten Blüten im Winter,
In der gealterten Welt blühst du verschlossen, allein.
Liebend strebst du hinaus, dich zu sonnen am Lichte des Frühlings,
Zu erwärmen an ihr suchst du die Jugend der Welt.
Deine Sonne, die schönere Zeit, ist untergegangen
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nun.

DIOTIMA

Komm und besänftige mir, die du einst Elemente versöhntest
Wonne der himmlischen Muse das Chaos der Zeit,
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels
Bis in der sterblichen Brust sich das entzweite vereint,
Bis der Menschen alte Natur die ruhige große,
Aus der gährenden Zeit, mächtig und heiter sich hebt.
Kehr' in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige Schönheit!
Kehr an den gastlichen Tisch, kehr in die Tempel zurück!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüten im Winter,
Reich an eigenem Geist sucht sie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt ist hinunter
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nur.

BUONAPARTE

Heilige Gefäße sind die Dichter,
Worinn des Lebens Wein, der Geist
Der Helden sich aufbewahrt,

Aber der Geist dieses Jünglings
Der schnelle, müßt' er es nicht zersprengen
Wo es ihn fassen wollte, das Gefäß?

Der Dichter laß ihn unberührt wie den Geist der Natur
An solchem Stoffe wird zum Knaben der Meister.

Er kann im Gedichte nicht leben und bleiben,
Er lebt und bleibt in der Welt.

LEBENSLAUF

Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Schön ihn nieder; das Laid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam.

EHMALS UND JEZT

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jezt, da ich älter bin,
Beginn ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

Seit ich Dich gestern sah, ist nich[st] als der Wunsch in mir lebendig, Dich zu sprechen. Willst Du es wagen, bindet Dich kein Versprechen, so komm heute Nachmittag ein viertel nach 3 Uhr, gehe unverstohlen der hintern Tühre, welche immer offen ist, herein, lauffe leicht und schnell die Treppe herauf wie sonst, die Tühre zu meinem Zimmer an der Treppe wird Dir schon geöffnet seyn, die Kinder lernen zu der Zeit im hintern blauen Zimmer und können Dich nicht sehen wenn Du an der Mauer her gehest. Wilhelmine bleibt bey der M. im Wohnzimmer, und wir können hoffen, uns eine Stunde ruhig zu sprechen. Findest Du es aber unbesonnen oder hast sonst Gründe, verspreche ich sie zu ehren und mich getwis in nichts zu ändern. Es bleibt dann bey der alten Einrichtung, Du kannst es immer

noch so machen. Mich wirst Du immer finden. Sollte Dich sonst auch jemand sehen, tut das gar nichts. Es kann nicht auffallend seyn, wenn Persohnen, welch[e] 3 Jahre unter einem Dache lebten, 1 halbe Stunde zusammen zubringen. Das Gegentheil vielmehr.

2.

[November 1798]

Morgen nach 10 Uhr erwarte ich Dich. Bitte mit mir den Genius unserer Liebe um eine ruhige Stunde. Sollte es nicht möglich seyn, kennst Du das Zeichen; dann nach 3 Uhr. Mit Sehnsucht erwarte ich die Stunde! - Schlafe sanft und laß mein Bild Dich umschweben. Habe Muth, ich bin auf alles vorbereitet, und es wird gewiß alles gut gehn. Morgen bekommst Du auch einen langen Brief von mir, und Du bringst mir gewiß auch etwas Liebes mit; wie freue ich mich schon! - -

Donnerstag Morgen

Wirst Du nun kommen? - - Die ganze Gegend ist stumm und leer ohne Dich! und ich bin so voll Angst. Wie werde ich die starken Dir entgegen wallenden Gefühle wieder in den Busen verschließen und bewahren? - wenn Du nicht kömmt! - - - -

Und wenn Du kömmtst ist es auch schwer das Gleichgewicht zu halten und nicht zu lebendig zu fühlen. Versprich mir, daß Du nicht zurück kommen und ruhig wieder von hier gehen

willst; denn wenn ich dieß nicht weiß, komme ich in die größte Spannung und Unruhe bis Morgen. Brich nicht - - - am Ende müssen wir doch wieder - - werden, doch laß uns mit Zuversicht unsern Weg gehen und uns in unserm Schmerz noch glücklich fühlen und wünschen, daß er - - lange noch für uns bleiben möge, weil wir dann vollkommen edel fühlen und gestärkt - - - Leb wohl! Leb wohl! der Segen - - - sey mit Dir. - - -

Hier unsern Hyperton, Liebe! Ein wenig Freude wird diese Frucht unserer seelenvollen Lage Dir doch geben. Verzeih mirs, daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehemals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, nothwendig. Liebste! alles, was von ihr und uns, vom Leben unseres Lebens hie und da gesagt ist, nimm es wie einen Dank, der öfters um so wahrer ist, je ungeschickter er sich ausdrückt. Hätte ich mich zu Deinen Füßen nach und nach zum Künstler bilden können, in Ruhe und Freiheit ja ich glaube, ich wär' es schnell geworden, wonach in allem Laide mein Herz sich in Träumen und am hellen Tage, und oft mit schweigender Verzweiflung sehn. -

Es ist wohl der Thranen alle werth, die wir seit Jahren geweint, daß wir die Freude nicht haben sollten, die wir uns geben können, aber es ist himmelschreiend, wenn wir denken müssen, daß wir beide mit unsern besten Kräften vielleicht ver-

gehen müssen, weil wir uns fehlen. Und sieh! das macht mich eben so stille manchmal, weil ich mich hüten muß vor solchen Gedanken. Deine Krankheit, Dein Brief - es trat mir wieder, so sehr ich sonst verblinden möchte, so klar vor die Augen, daß Du immer, immer leidest, - und ich Knabe kann nur weinen drüber! - Was ist besser, sage mirs, daß wir's verschweigen, was in unserm Herzen ist, oder daß wir uns es sagen! - Immer hab' ich die Memme gespielt, um Dich zu schonen, - habe immer gethan, als könn' ich mich in alles schicken, als wär ich so recht zum Spielball der Menschen und der Umstände gemacht und hätte kein festes Herz in mir, das treu und frei in seinem Rechte für sein Bestes schlägt, theuerstes Leben! habe oft meine liebste Liebe, selbst die Gedanken an Dich mit manchmal versagt und verläugnet, nur um so sanft, wie möglich, um Deinetwillen diß Schicksaal durchzuleben, - Du auch, Du hast immer gerungen, Friedliche! um Ruhe zu haben, hast mit Heldkraft geduldet, und verschwiegen, was nicht zu ändern ist, hast Deines Herzens ewige Wahl in Dir verborgen und begraben, und darum dämmerst oft vor uns, und wir wissen nicht mehr, was wir sind und haben, kennen uns kaum noch selbst; dieser ewige Kampf und Widerspruch im Innern, der muß Dich freilich langsam tödten, und wenn kein Gott ihn da besänftigen kann, so hab' ich keine Wahl, als zu verkümmern über Dir und mir, oder nichts mehr zu achten als Dich und einen Weg mit Dir zu suchen, der den Kampf uns endet.

Ich habe schon gedacht, als könnten wir auch von Verlängerung leben, als machte vielleicht auch diß uns stark, daß wir entschieden der Hoffnung das Leberwohl sagten, - - -

An die Deutschen

Spottet ja nicht des Rinds, wenn es mit Peitsch und Sporn
auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt.
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
tatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
aus Gedanken die Tat? Leben die Bücher bald?
O, ihr Lieben! so nehmt mich,
daß ich büße die Lästerung!

Hölderlin

Nie wird dein Vaterland dir Heimat sein,
saugst du nicht dort, wo du erwacht zum Leben,
sie, die allein kann wahre Jugend geben,
die Freiheit mit der Milch der Mutter ein.
Denn heut vermag der Brite nur allein,
sich aus dem Erdschlamm emporzuheben,
das Staatsschiff lenkend mit gewaltgem Streben,
da Waffen und Gesetz ihm Macht verleihn.

Wir ändern in Europa, ob uns einer,
ob fünf, ob uns dreihundert Herren knechten,
ein jeder muß den schnöden Käfig seiner
Geburt verachten und in edlem Fieber
fruchtlosen Ingrimms mit dem Schicksal rechten,
bis daß die Zeit der Dienstbarkeit vorüber.

Ulfieri

O, nimm der Stunde wahr, eh sie entschlüpft!
So selten kommt der Augenblick im Leben,
der wahrhaft wichtig ist und groß. Wo eine
Entscheidung soll geschehen, da muß vieles
sich glücklich treffen und zusammenfinden —
und einzeln nur, zerstreuet zeigen sich
des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
die, nur in einem Lebenspunkt zusammen
gedrängt, den schweren Früchtnoten bilden.

Schiller

Eure Absicht

„Pöbel wagst du zu sagen — wo ist der Pöbel?“ Ihr machtet,
ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu!

Schiller

Würde des Menschen

Nichts mehr davon, ich bitt euch! Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst. Schiller

Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
des Gesetzes Gespeust steht an der Könige Thron.
Jahrelang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
an das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur. Schiller

In stillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
der Schmerzen auf so vielen Menschen;
verworfen scheinen sie, weil sie das Glück verwarf,
doch folgen sie dem Mutigen auf seinen Wegen
unsichtbar nach, und ihre Bitte dringt
bis zu der Götter Ohr. Geheimnisvolle Hilfe
kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren zugute.

Goethe

Lied der Holzhauer

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
wir fällen Bäume,
die krachend schlagen:
und wenn wir tragen,
da gibt es Stöße.
Zu unserm Lobe
bringt dies ins Reine;
denn wirkten Grobe
nicht auch im Lande,
wie kämen Feine
für sich zustande,
so sehr sie witzten?
Des seid belehret;
denn ihr erfröret,
wenn wir nicht schwizten.

Goethe

Der Todestag der Brandstifterin Sophie Cath. Büscher,

nebst
einer kurzen Beschreibung
ihres Lebens und ihrer Verbrechen,

und
einer treuen geschichtlichen Darstellung aller Verheerungen,
die seit dem Jahre 1553 das Städtchen Elze
heimgesucht haben.

Abgefaßt von einem Augenzeugen der letzten
Feuersbrunst.



Feuersbrünste konnten nur dem Zufalle zugeschrieben werden; wie aber bald nachher vom 4ten October 1739 bis zum 18. Febr. 1743⁶ – also binnen nicht völlig vier Jahren – das Städtchen siebenmal eingäschert⁷ wurde, da mußte man auf die Vermuthung kommen, daß Bosheit dabey im Spiele sey und diese Vermuthung wurde leider zur Gewisheit; denn durch richterliches Nachforschen entdeckte man am Ende, daß der neunzehnjährige Ackerknecht, Johann Joachim Hölscher, aus Bisperode⁸, im Braunschweigschen, gebürtig, der in Elze diente, die ruchlose That vollführt, und wegen achtzehn Gute Groschen⁹ Conv. Münze¹⁰, die er einem dortigen Einwohner geliehen hatte, die Stadt angesteckt und deren Bewohner in namenloses Elend gestürzt habe. – Nachdem er seine siebenfache Gräueltat eingestanden, wurde er den 28sten May 1745 am Rande der nach Hannover führenden Landstraße auf einem der Papendahl genannten Hügel lebendig verbrannt. Ein bemooster Denkstein zeigt noch jetzt dem Wanderer, wo jener Scheiterhaufen errichtet war. Jetzt blieb Elze 81 Jahrelang von solchen Heimsuchungen befreiet, jedoch nur um schauderhafter und grausamer wie zuvor aufgeschreckt zu werden. – Durch eine sonderbare Verkettung von Umständen mußte das Schicksal zweier, an Ruchlosigkeit sich nichts nachgebende fremde Menschen, nach einem und denselben Ort hinführen, um ihn zum Schauplatz ihrer Gräueltaten zu machen; und dieser Ort war Elze, der am 18ten November 1824, wegen einer zerbro-

6 Seinen letzten Brand legte Hölscher am 18. Februar 1745.

7 Die Angabe ist stark übertrieben; außer beim Brand vom 6. März 1743, der große Teile der Stadt vernichtete (u. a. 78 Wohnhäuser, 34 Scheunen, 76 Ställe und auch die Kirche), konnten die Brände eingegrenzt werden.

8 Heute: Coppenbrügge-Bisperode, westlich von Hameln.

9 Niedersächsische Münzen im Wert von 1/24 Reichsthalern (daneben Silbergroschen, 1/30, und Mariengroschen, 1/36 Reichstaler).

10 Münze, deren Wert nach einer Münzkonvention festgelegt ist (Münzkonvention zwischen Österreich und Bayern 1753, der Hannover und Braunschweig 1763 beitraten; preussischer Konventionsfuß von 1750; welche Konvention hier gemeint ist – 1745 –, bleibt unklar).

Der Todestag
der Brandstifterin
Sophie Cath. Büscher,
nebst
einer kurzen Beschreibung
ihres Lebens und ihrer Verbrechen,
und
einer treuen geschichtlichen Darstellung aller Verheerungen,
die seit dem Jahre 1553 das Städtchen Elze
heimgesucht haben.

Abgefaßt von einem Augenzeugen der letzten
Feuersbrunst.

Es giebt wol wenige Orte, die so häufig durch Feuersbrünste verheert worden sind, und noch weit weniger, die diesem Schicksale wegen so geringer Kleinigkeit Preis gegeben wurden, als das einst so glückliche Städtchen Elze¹, an der Heerstraße von Hannover nach Cassel. So wurde dasselbe im Jahre 1553² vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg gänzlich in Asche gelegt, durch Unvorsichtigkeit 1692³ größtentheils von Feuersflammen verheert, und dem nämlichen Schicksale 1706, 1708⁴ und 1734⁵ unterworfen. Jedoch alle diese

1 Westlich von Hildesheim.

2 Am 29. Juni 1553; bis auf die geistlichen Gebäude brannte alles ab.

3 Am Aschermittwoch ein Brand von ähnlichem Ausmaß wie der von 1553. Von 1692 bis 1885 feierte man in Elze deshalb einmal im Jahr einen Brandbustag.

4 1706, 1708: kleinere Brände.

5 Am 10. Januar; zerstört wurden achtzig Gebäude.

chenen Tasse, von einem 21jährigen Mädchen in Brand gesteckt wurde, und dessen Leben wir hier beschreiben wollen.

Dieß weibliche Ungeheuer heißt:
Sophie Catharine Büscher,

und ist aus Sorsum bei Wittenburg¹¹ gebürtig. – Auf die Geburt dieses Mädchens scheint das Schicksal schon einen Fluch gelegt zu haben, denn obwohl dem Anscheine nach aus gesetzmäßiger Ehe entsprossen, ist es dennoch, zufolge des Eingeständnisses seiner Mutter, der jetzigen Tagelöhnerin Maria Sophie Büscher zu Sorsum, in ehebrecherischer Umarmung mit einem gewissen Müller erzeugt worden. – Im Jahre 1804 geboren, wurde sie zwar in ihrer Kindheit zum Besuch der Schule anfangs zu Boitzem¹², so wie nachher zu Sorsum angehalten; von dem dort genossenen Unterrichte zog sie so geringen Nutzen, daß sie weder bei ihrer Confirmation zu Wittenburg, noch späterhin etwas zusammenhängend zu lesen vermochte, auch nur sehr mangelhafte Religionsbegriffe zeigte. – Ihre Eltern waren zu arm, um sie nach ihrer Confirmation länger bei sich zu behalten; daher mußte sie sich ihren Lebensunterhalt außerdem Hause selbst suchen. – Sie trat also bei dem Ackerwirthes Burose zu Sorsum, als Magd in Dienste, und kam von da nach Elze, wo sie anfänglich bei dem Bürger und Tabacksfabrikanten Oldenburg, nachher aber bei dem Ackerbau und Viehzucht treibenden Einwohner Ebeling, sich vermietete. – Stets unachtsam und nachlässig in den ihr übertragenen Geschäften erhielt sie, da alle Ermahnungen und alles Zureden in Güte bei ihr gar nichts fruchteten, im Sommer 1824 von ihrem Brodherrn mehrere ernste Verweise. Anstatt dadurch gebessert zu werden, entwarf sie schon damals den Plan, sich hinterlistig und heimtückisch dafür an ihrem Brod-

11 Ortschaften bei Elze.

12 Boitzum: Ortschaft bei Elze.

herrn zu rächen. – Aber durch zufällige Umstände, vielleicht auch, weil ihr Gewissen noch frühzeitig genug erwachte, unterblieb die Ausführung desselben damals. – Wahre Reue hat sie aber wahrscheinlich niemals gefühlt, denn nur eines höchst unbedeutenden Umstandes bedurfte es, um ihre Rache wieder zu erwecken und ins Werk zu setzen. – Den ganzen Sommer 1824 über zeigte sie sich stets unfolgsam und störrisch, alle Aufforderungen, besser auf die Wartung des Vieh's zu achten, befolgte sie nicht, und, als sie im Herbste eine Tasse zerbrach, fand es ihre Herrschaft für nothwendig, ihr nach wiederholten, ernstern Vorwürfen eine kleine Züchtigung zu ertheilen. In dem unvernünftigen Wahne, ihr sey so groß Unrecht geschehen, erwachte bey ihr auf's Neue die Rache, und der Plan eines teuflischen Werks, welches leider dieses Mal zum Unglücke aller unschuldigen Einwohner Elze's zur Ausführung kommen mußte. Am 18. Nov. 1824, wie kaum die Dämmerung eingetreten war, ging sie mit brennender Lampe in die Scheure¹³ ihres Brodherrn, welche zugleich zum Kuhstalle diente, und setzte das vom Boden herabhängende Stroh in Flammen. Bey dem zufällig herrschenden Windsturme verbreitete sich diese Flamme so schnell, daß an Rettung gar nicht zu denken war. Binnen einigen Stunden waren 260 Gebäude¹⁴ und mit diesen die so ansehnliche, schöne Kirche, in einem Aschenhaufen verwandelt; beynahe zwölfhundert Menschen wurden ihres Obdachs und all' ihrer sauer erworbenen Habe gänzlich beraubt.

Ogleich die boshafte Urheberinn aller dieser Gräueltathen die Frechheit besaß, statt zu entfliehen, ihre Herrschaft mit scheinbarer Theilnahme, beym Retten ihrer Habe noch zu unterstützen: so machte sie sich dennoch auf mannigfache Weise der Obrigkeit zu verdächtig, als daß diese sie nicht hätte vor Gericht ziehen, und da sie sich durch Lügen immer mehr verwickelte, ihr nicht hätte förmlich den Prozeß

¹³ Scheune.

¹⁴ Die Angabe ist tatsächlich in etwa richtig.

Und Vergebung kann nur werden
Jenseits ihr, dort über'm Grab.

Jenseits erst, wenn ihre Sünden
Sterbend wahrhaft sie bereu't,
Wird vor Gott sie Gnade finden;
Gott ist die Barmherzigkeit.

Laßt uns, fromme Christen! beten
Für die Missethäterin;
Seht, sie schwebt in Todesnöthen;
Betet für die Sünderin.

»Du, mein Heiland! o gewähre
Trost ihr durch den Todesstreich,
Und ihr Sündenherz bekehre;
Nimm sie auf in's ew'ge Reich!«

Und Ihr All', am Blutgerüste,
Die der Schauder hier ergreift;
Hütet Euch vor Sündenlüste,
Wenn der Fluch vorüberstreift.

Nehmt ein Beyspiel an dem Schrecken,
Den Verirrung hier gebar;
Bey den kleinsten Sündenflecken
Seyd verloren Ihr, fürwahr!

Wolle Jeder stets bedenken,
Strafe folgt der Sündenlast,
Seine Schritte klüglich lenken,
Wenn des Bösen Krall' ihn faßt.

Wer nur Gott im Herzen schließet,
Fleißig für sein Tag'werk lebt,
Galle nicht in's Leben gießet,
Und nach Redlichkeit nur strebt;

machen sollen; worauf sie ihre schaudervolle That eingestand, wofür sie nun ihren wohlverdienten Lohn bekommt. –

So hängt das Schicksal der Menschen an einem zarten, unsichtbaren Faden,¹⁵ und so werden tausend fleißige, redliche Bürger das Opfer einer von Rache und Bosheit ange-schwollenen Creatur, die nur vor dem Allbarmherzigen Gnade und Vergebung ihrer schweren Verbrechen hoffen darf.

Schrecklich ist die Todesstunde
Einer solchen Sünderin;
Denn des Herzens tiefe Wunde
Trägt zu dem Schaffot sie hin.

Rückwärts blickt sie nun in's Leben,
So belastet, schwer von Gräu'l;
Muß vor solchem Blick' erbeben
Mehr, als vor des Henkers Beil.

Denn das Sterben, – o wir müssen
Alle ja in's Grab hinein! –
Doch im Tod' noch solch' Gewissen,
Das ist mehr als Höllenpein.

Durch des frommen Priesters Worte
Mischt sie Reu' in ihr Gebet;
An des Todes dunk'ler Pforte
Kommt die Reue nur zu spät.

Denn der Richter hier auf Erden
Brach der Sünderin den Stab;

¹⁵ Die Moiren (Parzen) spinnen den Lebensfaden (Klotho), teilen ihn zu (Lachesis) und schneiden ihn durch (Atropos).

Der wird sicher nimmer wanken
Auf der Tugend reinen Bahn,
Brünstig seinem Schöpfer danken,
Daß er Alles wohlgethan.

Ein Mensch ohne Gehirn.

Im Jahre 1817 starb ein Knabe, der von seinem 18. Lebensmonate an, bis zu seinem 10. oder Todesjahre, an vielfachen, von den Eltern geerbten Übeln litt. Von seinem 8ten Jahre an begann, trotz aller dagegen angewandten Mittel, eine immer mehr überhand nehmende Auflösung seines Organismus, die mit Lähmung aller Gliedmaßen begleitet war. Ja, ihm gingen sogar alle Sinne, Geruch, Geschmack, Gesicht, Gefühl verloren. Nur das Gehör blieb ihm, und Sprache und Geisteskraft. Noch einen Tag vor seinem Tode, am Charfreitage, wies er seine Schwester zurecht. Diese sagte zu ihm, sie wolle in die Messe gehen, und er antwortete darauf: «Sage doch vielmehr, ich gehe zum Amte, heute ist ja keine Messe.» Als er Tags darauf, nach einem heftigen Kopfschmerze, gestorben war, wurde ihm sogleich der Schädel geöffnet, und der Arzt fand kein Gehirn in demselben; nur auf dem Boden des Schädels befand sich über dem Sensorium commune ein wenig blutige Flüssigkeit. Hiemit ist klar, daß der Geist wenigstens etwas vom Gehirn Verschiedenes ist, wenn auch das Gehirn das nothwendige Medium bleibt, durch welches dem Geiste die sinnlichen Wahrnehmungen in ihrer gehörigen Frische und Lebendigkeit zugeführt werden.

Neuer Züricher Kalender 1826



Die Hexenprobe

Nach einem Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert

So wie man gefunden haben will, dass Kinder mit 2 Köpfen bei weitem nicht so viel Geist besitzen, als die einköpfigen.

Johann Christoph Lichtenberg

Das Weib mit dem Horn.

Zu Frankfurt am Main befand sich Anfangs Septembers 1821 ein Weib von etwa 60 Jahren, das über der Stirn ein natürliches Horn trägt. Dasselbe gleicht dem Horn des Steinbocks und zieht sich über den Schädel nach dem Genick hin. Das Weib wirft nach seinem Vorgeben dieses Horn alle Jahre ab, wie der Hirsch sein Geweihe. In 5 Monaten ist die Zeit verflossen, wo das Abwerfen wieder statt findet. Ein dortiger Arzt hat das Weib in seine Wohnung aufgenommen, um dieses seltsame Spiel der Natur in der Nähe zu beobachten. Wenn das Abwerfen erfolgt, so soll das abgeworfene Horn in dem dortigen anatomischen Institute aufbewahrt werden.

Basler Hinkender Bote 1823



Über 25 Prozent der Bundesbürger glauben an Hexen und Teufelsanbeter in Deutschland - es gibt sie auch im Jahre 1984. Sie leben mitten unter uns, in Grossstädten und auf dem flachen Land - Menschen, die an die Macht des Bösen glauben, sich dem Satan verschrieben haben». So heisst es in einer Pressemitteilung des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF) zu einer Reportage mit dem Titel «Ich töte, wenn Satan es befiehlt». Experten schätzen nach ZDF-Angaben die Zahl der aktiven Hexen und Salanspriester in der Bundesrepublik auf etwa 2500. Über 25 Prozent aller Westdeutschen seien überzeugt von den «übersinnlichen Kräften dieser Magier». Über zwei Millionen bezahlten für ihre Dienste: Prophezeiungen, Verfluchungen, Verwünschungen und Todesurteile.



Eben weil der Mensch alles lernen muß, ja weil es sein Instinkt und Beruf ist, alles wie seinen geraden Gang zu lernen, so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kömmt oft nur durch Irren zur Wahrheit; indessen sich das Tier auf seinem vierfüßigen Gang sicher fortträgt; denn die stärker ausgedruckte Proportion seiner Sinne und Triebe sind seine Führer. Der Mensch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt aufgerichtet weit umher zu schauen, freilich also auch vieles dunkel und falsch zu sehen, oft sogar seine Schritte zu vergessen und erst durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Basis das ganze Kopf- und Herzensgebäude seiner Begriffe und Urteile ruhe; indessen ist und bleibt er seiner hohen Verstandesbestimmung nach, was kein anderes Erdengeschöpf ist, ein Göttersohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieser Bestimmung zu fühlen, lasset uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt, und wieviel die Natur gleichsam wagte, da sie dieselbe einer so schwachen, vielfach gemischten Erdorganisation, als der Mensch ist, anvertraute. Das Tier ist nur ein gebückter Sklave; wengleich einige edlere derselben ihr Haupt emporheben oder wenigstens mit vorgerecktem Halse sich nach Freiheit sehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß notdürftigen Trieben dienen und in diesem Dienst sich erst zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung; er stehet aufrecht. Die Waage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, seinen Gang zu leiten, so hat er auch in sich die Macht, nicht nur die Gewichte zu stellen, sondern auch, wenn ich so sagen darf, selbst Gewicht zu sein auf der Waage. Er kann dem trüglichen Irrtum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden; er kann die Ketten, die ihn, seiner Natur entgegen, fesseln, mit der Zeit lieben lernen und sie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es also mit der getäuschten Vernunft ging, gehet's auch mit der mißbrauchten oder gefesselten Freiheit; sie ist bei den meisten das Verhältnis der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit sie festgesetzt haben. Selten blickt der Mensch über diese hinaus und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn fesseln und abscheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Tier werden.

Indessen ist er, auch seiner Freiheit nach, und selbst im ärgsten Mißbrauch derselben, ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteste wählte; er kann über sich gebieten, wenn er sich auch zum Niedrigsten aus eigener Wahl bestimmte. Vor dem Allsehenden, der diese Kräfte in ihn legte, ist freilich sowohl seine Vernunft als Freiheit begrenzt; und sie ist glücklich begrenzt, weil, der die Quelle schuf, auch jeden Ausfluß derselben kennen, vorhersehen und so zu lenken wissen mußte, daß der ausschweifendste Bach seinen Händen nimmer entrann; in der Sache selber aber und in der Natur des Menschen wird dadurch nichts geändert. Er ist und bleibt für sich ein freies Geschöpf, obwohl die allumfassende Güte ihn auch in seinen Torheiten umfasset und diese zu seinem und dem allgemeinen Besten lenket. Wie kein getriebenes Geschöß der Atmosphäre entfliehen kann, aber auch, wenn es zurückfällt, nach einen und denselben Naturgesetzen wirkt, so ist der Mensch im Irrtum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufstehen Mensch, zwar ein schwaches Kind, aber doch ein Freigeborner; wenn noch nicht vernünftig, so doch einer bessern Vernunft fähig; wenn noch nicht zur Humanität gebildet, so doch zu ihr bildbar.

Die menschliche Vernunft ist ihrer Natur nach architektonisch, d. i. sie betrachtet alle Erkenntnisse als gehörig zu einem möglichen System, und verstatet daher auch nur solche Prinzipien, die eine vorhabende Erkenntnis wenigstens nicht unfähig machen, in irgendeinem System mit anderen zusammen zu stehen. Die Sätze der Antithesis sind aber von der Art, daß sie die Vollendung eines Gebäudes von Erkenntnissen gänzlich unmöglich machen. Nach ihnen gibt es über einen Zustand der Welt immer einen noch älteren, in jedem Teile immer noch andere, wiederum teilbare, vor jeder Begebenheit eine andere, die wiederum ebensowohl anderweitig erzeugt war, und im Dasein überhaupt alles immer nur bedingt, ohne irgendein unbedingtes und erstes Dasein anzuerkennen. Da also die Antithesis nirgend ein Erstes einräumt, und keinen Anfang, der schlechthin zum Grunde des Baues dienen könnte, so ist ein vollständiges Gebäude der Erkenntnis, bei dergleichen Voraussetzungen, gänzlich unmöglich. || Daher führt das architektonische Interesse der Vernunft (welches nicht empirische, sondern reine Vernunftsteinheit a priori fordert,) eine natürliche Empfehlung für die Behauptungen der Thesis bei sich.

Könnte sich aber ein Mensch von allem Interesse lossagen, und die Behauptungen der Vernunft, gleichgültig gegen alle Folgen, bloß nach dem Gehalte ihrer

Gründe in Betrachtung ziehen: so würde ein solcher, gesetzt, daß er keinen Ausweg wüßte, anders aus dem Gedränge zu kommen, als daß er sich zu einer oder anderen der strittigen Lehren bekennte, in einem unaufhörlich schwankenden Zustande sein. Heute würde es ihm überzeugend vorkommen, der menschliche Wille sei frei; morgen, wenn er die unauflösliche Naturkette in Betrachtung zöge, würde er dafür halten, die Freiheit sei nichts als Selbsttäuschung, und alles sei bloß Natur. Wenn es nun aber zum Tun und Handeln käme, so würde dieses Spiel der bloß spekulativen Vernunft, wie Schattenbilder eines Traums, verschwinden, und er würde seine Prinzipien bloß nach dem praktischen Interesse wählen. Weil es aber doch einem nachdenkenden und forschenden Wesen anständig ist, gewisse Zeiten lediglich der Prüfung seiner eigenen Vernunft zu widmen, hierbei aber alle Parteilichkeit gänzlich auszuziehen, und so seine Bemerkungen anderen zur Beurteilung öffentlich mitzuteilen; so kann es niemanden¹⁾ verargt, noch weniger verwehrt werden, die Sätze | und | Gegensätze, so wie sie sich, durch keine Drohung geschreckt, vor Geschworenen von seinem eigenen Stande (nämlich dem Stande schwacher Menschen) verteidigen können, auftreten zu lassen.

Alle Aufgaben auflösen und alle Fragen beantworten zu wollen, würde eine unverschämte Großsprecherei und ein so ausschweifender Eigendünkel sein, daß man dadurch sich sofort um alles Zutrauen bringen müßte. Gleichwohl gibt es Wissenschaften, deren Natur es so mit sich bringt, daß eine jede darin vorkommende

Frage, aus dem, was man weiß, schlechthin beantwortlich sein muß, weil die Antwort aus denselben Quellen entspringen muß, daraus die Frage entspringt, und wo es keineswegs erlaubt ist, unvermeidliche Unwissenheit vorzuschützen, sondern die Auflösung gefordert werden kann. Was in allen möglichen Fällen Recht oder Unrecht sei, muß man der Regel nach wissen können, weil es unsere Verbindlichkeit betrifft,

und wir zu dem, was wir nicht wissen können, auch keine Verbindlichkeit haben. In der Erklärung der Erscheinungen der Natur muß uns indessen vieles ungewiß und manche Frage unauflöslich bleiben, weil das, was wir von der Natur wissen, zu dem, was wir erklären sollen, bei weitem nicht in allen Fällen ausreichend ist. Es fragt sich nun: ob in der Transzendentalphilosophie irgendeine Frage, die ein der Vernunft vorgelegtes Objekt betrifft, durch eben diese reine Vernunft unbeantwortlich sei, und ob man sich ihrer entscheidenden Beantwortung dadurch mit Recht entziehen könne, daß man es als schlechthin ungewiß (aus allem dem, was wir erkennen können) demjenigen beizählt, wovon wir zwar so viel Begriff haben, um eine Frage aufzuwerfen, es uns aber gänzlich an Mitteln oder am Vermögen fehlt, sie jemals zu beantworten.

Ich behaupte nun, daß die Transzendentalphilosophie unter allem spekulativen Erkenntnis dieses Eigentümliche habe: daß gar keine Frage, welche einen der reinen Vernunft gegebenen Gegenstand betrifft, für eben dieselbe menschliche Vernunft unauflöslich sei, und daß kein Vorschützen einer unvermeidlichen Unwissenheit und unergründlichen¹⁾ Tiefe der Aufgabe von der Verbindlichkeit frei sprechen könne, sie gründlich und vollständig zu beantworten; weil eben derselbe Begriff, der uns in den Stand setzt zu fragen, durchaus uns auch tüchtig machen muß, auf diese Frage zu antworten, indem der Gegenstand außer dem

Begriffe gar nicht ange-
troffen wird (wie bei
Recht und Unrecht).

Aus:

Immanuel Kant,
Kritik der
reinen Vernunft.

ZUM EWIGEN FRIEDEN

EIN PHILOSOPHISCHER ENTWURF

1795

ZWEITER DEFINITIVARTIKEL ZUM EWIGEN FRIEDEN

Das Völkerrecht soll auf einen *Föderalismus* freier Staaten gegründet sein

Völker, als Staaten, können wie einzelne Menschen beurteilt werden, die sich in ihrem Naturzustande (d. i. in der Unabhängigkeit von äußern Gesetzen) schon durch ihr Nebeneinandersein lädieren, und deren jeder, um seiner Sicherheit willen, von dem andern fordern kann und soll, mit ihm in eine, der bürgerlichen ähnliche, Verfassung zu treten, wo jedem sein Recht gesichert werden kann. Dies wäre ein Völkerbund, der aber gleichwohl kein Völkerstaat sein müßte. Darin aber wäre ein Widerspruch; weil ein jeder Staat das Verhältnis eines *Oberen* (Gesetzgebenden) zu einem *Unteren* (Gehorchenden, nämlich dem Volk) enthält, viele Völker aber in einem Staat nur ein Volk ausmachen würden, welches (da wir hier das Recht der Völker gegeneinander zu erwägen haben, sofern sie so viel verschiedene Staaten ausmachen, und nicht in einem Staat zusammenschmelzen sollen) der Voraussetzung widerspricht.

Gleichwie wir nun die Anhänglichkeit der Wilden an ihre gesetzlose Freiheit, sich lieber unaufhörlich zu balgen, als sich einem gesetzlichen, von ihnen selbst zu konstituierenden Zwange zu unterwerfen,

mithin die tolle Freiheit der vernünftigen vorzuziehen, mit tiefer Achtung zu sehen, und als Rohigkeit, Ungeschliffenheit, und viehische Abwürdigung der Menschheit betrachten, so, sollte man denken, müßten gesittete Völker (jedes für sich zu einem Staat vereinigt) eilen, aus einem so verworfenen Zustande je eher desto lieber herauszukommen: Statt dessen aber setzt vielmehr jeder Staat seine Majestät (denn Volksmajestät ist ein ungereimter Ausdruck) gerade darin, gar keinem äußeren gesetzlichen Zwange unterworfen zu sein, und der Glanz seines Oberhauptes besteht darin, daß ihm, ohne daß er sich eben selbst in Gefahr setzen darf, viele Tausende zu Gebot stehen, sich für eine Sache, die sie nichts angeht, aufopfern zu lassen*, und der Unterschied der europäischen Wilden von den amerikanischen besteht hauptsächlich da in, daß, da manche Stämme der letzteren von ihren Feinden gänzlich sind gegessen worden, die ersteren ihre Überwundenen besser zu benutzen wissen, als sie zu verspeisen, und lieber die Zahl ihrer Untertanen, mithin auch die Menge der Werkzeuge zu noch ausgebreiteteren Kriegen durch sie zu vermehren wissen.

Bei der Bösartigkeit der menschlichen Natur, die sich im freien Verhältnis der Völker unverhohlen blicken läßt, (indessen daß sie im bürgerlich-gesetzlichen Zustande durch den Zwang der Regierung sich sehr verschleiert), ist es doch sehr zu verwundern, daß das Wort *Recht* aus der Kriegspolitik noch nicht als pedantisch ganz hat verwiesen werden

* So gab ein bulgarischer Fürst dem griechischen Kaiser, der gütigerweise seinen Streit mit ihm durch einen Zweikampf ausmachen wollte, zur Antwort: „Ein Schmied, der Zangen hat, wird das glühende Eisen aus den Kohlen nicht mit seinen Händen herauslangen.“

32

Zweiter Abschnitt

können, und sich noch kein Staat erkühnt hat, sich für die letztere Meinung öffentlich zu erklären; denn noch werden *Hugo Grotius, Puffendorf, Vattel* u. a. m. (lauter leidige Tröster), obgleich ihr Kodex, philosophisch oder diplomatisch abgefaßt, nicht die mindeste gesetzliche Kraft hat, oder auch nur haben kann (weil Staaten als soldie nicht unter einem gemeinschaftlichen äußeren Zwange stehen), immer treuherzig zur *Rechtfertigung* eines Kriegsangriffs angeführt, ohne daß es ein Beispiel gibt, daß jemals ein Staat durch mit Zeugnissen so ichtiger Männer bewaffnete Argumente wäre bewogen worden, von seinem Vorhaben abzustehen. — Diese Huldigung, die jeder Staat dem Rechtsbegriffe (wenigstens den Worten nach) leistet, beweist doch, daß eine noch größere, obzwar zur Zeit schlummernde, moralische Anlage im Menschen anzutreffen sei, über das böse Prinzip in ihm (was er nicht ableugnen kann) doch einmal Meister zu werden, und dies auch von andern zu hoffen; denn sonst würde das Wort *Recht* den Staaten, die sich einander befehlen wollen, nie in den Mund kommen, es sei denn, bloß um seinen Spott damit zu treiben, wie jener gallische Fürst es erklärte: „Es ist der Vorzug, den die Natur dem Stärkern über den Schwächern gegeben hat, daß dieser ihm gehorchen soll.“

Da die Art, wie Staaten ihr Recht verfolgen, nie, wie bei einem äußern Gerichtshofe, der Prozeß, sondern nur der Krieg sein kann, durch diesen aber und seinen günstigen Ausschlag, den Sieg, das Recht nicht entschieden wird, und durch den *Friedensvertrag* zwar wohl dem diesmaligen Kriege, aber nicht dem Kriegszustande (immer zu einem neuen Vorwand zu finden) ein Ende gemacht wird (den man auch nicht geradezu für ungerecht erklären kann, weil in diesem Zustande jeder in seiner

Die Definitivartikel

33

eigenen Sache Richter ist), gleichwohl aber von Staaten, nach dem Völkerrecht, nicht eben das gelten kann, was von Menschen im gesetzlosen Zustande nach dem Naturrecht gilt, „aus diesem Zustande herausgehen zu sollen“ (weil sie, als Staaten, innerlich schon eine rechtliche Verfassung haben, und also dem Zwange anderer, sie nach ihren Rechtsbegriffen unter eine erweiterte gesetzliche Verfassung zu bringen, entwachsen sind), indessen daß doch die Vernunft vom Throne der höchsten moralisch gesetzgebenden Gewalt herab, den Krieg als Rechtsgang schlechterdings verdammt, den Friedenszustand dagegen zur unmittelbaren Pflicht macht, welcher doch, ohne einen Vertrag der Völker unter sich, nicht gestiftet oder gesichert werden kann: — so muß es einen Bund von besonderer Art geben, den man den *Friedensbund* (*foedus pacificum*) nennen kann, der vom *Friedensvertrag* (*pactum pacis*) darin unterschieden sein würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen sucht. Dieser Bund geht auf keinen Erwerb irgendeiner Macht des Staats sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staats, für sich selbst und zugleich anderer verbündeter Staaten, ohne daß diese doch sich deshalb (wie Menschen im Naturzustande) öffentlichen Gesetzen, und einem Zwange unter denselben, unterwerfen dürfen. — Die Ausführbarkeit (objektive Realität) dieser Idee der *Föderalität*, die sich allmählich über alle Staaten erstrecken soll, und so zum ewigen Frieden hinführt, läßt sich darstellen. Denn wenn das Glück es so fügt: daß ein mächtiges und aufgeklärtes Volk sich zu einer Republik (die ihrer Natur nach zum ewigen Frieden geneigt sein muß) bilden kann, so gibt diese einen Mittelpunkt der föderativen Vereinigung für andere Staaten ab, um sich an sie anzuschließen,

und so den Freiheitszustand der Staaten, gemäß der Idee des Völkerrechts, zu sichern, und sich durch mehrere Verbindungen dieser Art nach und nach immer weiter auszubreiten.

Daß ein Volk sagt: „Es soll unter uns kein Krieg sein; denn wir wollen uns in einen Staat formieren, d. i. uns selbst eine oberste gesetzgebende, regierende und richtende Gewalt setzen, die unsere Streitigkeiten friedlich ausgleicht“ — das läßt sich verstehen. — Wenn aber dieser Staat sagt: „es soll kein Krieg zwischen mir und andern Staaten sein, obgleich ich keine oberste gesetzgebende Gewalt erkenne, die mir mein, und der ich ihr Recht sichere“, so ist es gar nicht zu verstehen, worauf ich dann das Vertrauen zu meinem Rechte gründen wolle, wenn es nicht das Surrogat des bürgerlichen Gesellschaftsbundes, nämlich der freie Föderalismus ist, den die Vernunft mit dem Begriffe des Völkerrechts notwendig verbinden muß, wenn überall etwas dabei zu denken übrigbleiben soll.

Bei dem Begriffe des Völkerrechts, als eines Rechts zum Kriege, läßt sich eigentlich gar nichts denken (weil es ein Recht sein soll, nicht nach allgemein gültigen äußern, die Freiheit jedes einzelnen einschränkenden Gesetzen, sondern nach einseitigen Maximen durch Gewalt, was Recht sei, zu bestimmen), es müßte denn darunter verstanden werden: daß Menschen, die so gesinnt sind, ganz recht geschieht, wenn sie sich untereinander aufreiben, und also den ewigen Frieden in dem weiten Grabe finden, das alle Greuel der Gewalttätigkeit samt ihren Urhebern bedeckt. — Für Staaten, im Verhältnisse untereinander, kann es nach der Vernunft keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen Zustande, der lauter Krieg enthält, herauszukommen, als daß sie, ebenso wie einzelne Menschen, ihre wilde (gesetzlose) Freiheit aufgeben,

sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen, und so einen, freilich immer wachsenden *Völkerstaat* (*civitas gentium*), der zuletzt alle Völker der Erde befehlen würde, bilden. Da sie die es aber nach ihrer Idee vom Völkerrecht durchaus nicht wollen, mithin, was in thesi richtig ist, in hypothesei verwerfen, so kann an die Stelle der positiven Idee einer *Weltrepublik* (wenn nicht alles verloren werden soll) nur das *negative* Surrogat eines den Krieg abwehrenden, bestehenden, und sich immer ausbreitenden *Bundes*, den Strom der rechtscheuenden, feindseligen Neigung aufhalten, doch mit beständiger Gefahr ihres Ausbruchs (*Furor impius intus — fremit horridus ore cruento. Virgil**).

DRITTER DEFINITIVARTIKEL ZUM EWIGEN FRIEDEN

„Das *Weltbürgerrecht* soll auf Bedingungen der allgemeinen *Hospitalität* eingeschränkt sein“

Es ist hier, wie in den vorigen Artikeln, nicht von *Philanthropie*, sondern vom *Recht* die Rede, und da bedeutet *Hospitalität* (*Wirtbarkeit*) das *Recht*

* Nach einem beendigten Kriege, beim Friedensschlusse, möchte es wohl für ein Volk nicht ungeschicklich sein, daß nach dem Dankfeste ein Bußtag ausgedröhen würde, den Himmel, im Namen des Staats, um Gnade für die große Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zuschulden kommen läßt, sich keiner gesetzlichen Verfassung, im Verhältnis auf andere Völker, fügen zu wollen, sondern stolz auf seine Unabhängigkeit lieber das barbarische Mittel des Krieges (wodurch doch das, was gesucht wird, nämlich das Recht einer jeden Staats nicht ausgemacht wird) zu gebrauchen. — Die Dankfeste während dem Kriege über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut israelitisch) dem Herrn der Heerheeren gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee der Väter der Menschheit in nicht minder starkem Kontrast; weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen, oder ihr Glück zernichtet zu haben.

eines Fremdlings, seiner Ankunft auf dem Boden eines andern wegen, von diesem nicht feindselig behandelt zu werden. Dieser kann ihn abweisen, wenn es ohne seinen Untergang geschehen kann; solange er aber auf seinem Platz sich friedlich verhält, ihm nicht feindlich begegnen. Es ist kein *Gastrecht*, worauf dieser Anspruch machen kann (wozu ein besonderer wohlthätiger Vertrag erfordert werden würde, ihn auf eine gewisse Zeit zum *Hausgenossen* zu machen), sondern ein *Besuchsrecht*, welches allen Menschen zusteht, sich zur *Gesellschaft* anzubieten, vermöge des Rechts des gemeinschaftlichen Besitzes der Oberfläche der Erde, auf der, als Kugelfläche, sie sich nicht ins Unendliche zerstreuen können, sondern endlich sich doch nebeneinander dulden müssen, ursprünglich aber niemand an einem Orte der Erde zu sein, mehr Recht hat, als der andere. — Unbewohnbare Teile dieser Oberfläche, das Meer und die Sandwüsten, trennen diese Gemeinschaft, doch so, daß das *Schiff*, oder das *Kamel* (das *Schiff der Wüste*) es möglich machen, über diese herrenlosen Gegenden sich einander zu nähern, und das *Recht der Oberfläche*, welches der Menschergattung gemeinschaftlich zukommt, zu einem möglichen Verkehr zu benutzen. Die Unwirtbarkeit der Seeküsten (z. B. der Barbaresken), Schiffe in nahen Meeren zu rauben, oder gestrandete Schiffsleute zu Sklaven zu machen, oder die der Sandwüsten (der arabischen Beduinen), die Annäherung zu den nomadischen Stämmen als ein Recht anzusehen, sie zu plündern, ist also dem *Naturrecht* zuwider, welches *Hospitalitätsrecht* aber, d. i. die Befugnis der fremden Ankömmlinge, sich nicht weiter erstreckt, als auf die Bedingungen der Möglichkeit, einen Verkehr mit den alten Einwohnern zu *versuchen*. — Auf diese Art können entfernte Weltteile miteinan-

der friedlich in Verhältnisse kommen, die zuletzt öffentlich gesetzlich werden, und so das menschliche Geschlecht endlich einer weltbürgerlichen Verfassung immer näher bringen können.

Vergleicht man hiermit das *inhospitale* Betragen der gesitteten, vornehmlich handeltreibenden Staaten unseres Weltteils, so geht die Ungerechtigkeit, die sie in dem *Besuche* fremder Länder und Völker (welches ihnen mit dem *Erobern* derselben für einerlei gilt) beweisen, bis zum Erschrecken weit. Amerika, die Negerländer, die Gewürzinseln, das Kap usw. waren bei ihrer Entdeckung, für sie Ländern, die keinem angehörten; denn die Einwohner, die sie für nichts. In Ostindien (Hindustan) rechneten sie für nichts. In Ostindien (Hindustan) brachten sie, unter dem Vorwande bloß beabsichtigter Handelsniederlagen, fremde Kriegsvölker hinter Handelniederlagen, fremde Kriegsvölker hinter ein, mit ihnen aber Unterdrückung der Eingeborenen, Aufwieglung der verschiedenen Staaten desselben zu weit ausgebreiteten Kriegen, Hungersnot, Aufruhr, Treulosigkeit, und wie die *Litanei aller Übel*, die das menschliche Geschlecht drücken, weiter lauten mag.

Die menschliche Vernunft ist ihrer Natur nach architektonisch, d. i. sie betrachtet alle Erkenntnisse als gehörig zu einem möglichen System, und verstattet daher auch nur solche Prinzipien, die eine vorhabende Erkenntnis wenigstens nicht unfähig machen, in irgendeinem System mit anderen zusammen zu stehen. Die Sätze der Antithesis sind aber von der Art, daß sie die Vollendung eines Gebäudes von Erkenntnissen gänzlich unmöglich machen. Nach ihnen gibt es über einen Zustand der Welt immer einen noch älteren, in jedem Teile immer noch andere, wiederum teilbare, vor jeder Begebenheit eine andere, die wiederum ebenso wohl anderweitig erzeugt war, und im Dasein überhaupt alles immer nur bedingt, ohne irgendein unbedingtes und erstes Dasein anzuerkennen. Da also die Antithesis nirgend ein Erstes einräumt, und keinen Anfang, der schlechthin zum Grunde des Baues dienen könnte, so ist ein vollständiges Gebäude der Erkenntnis, bei dergleichen Voraussetzungen, gänzlich unmöglich. || Daher führt das architektonische Interesse der Vernunft (welches nicht empirische, sondern reine Vernunftseinheit a priori fordert,) eine natürliche Empfehlung für die Behauptungen der Thesis bei sich.

Könnte sich aber ein Mensch von allem Interesse lossagen, und die Behauptungen der Vernunft, gleichgültig gegen alle Folgen, bloß nach dem Gehalte ihrer

Gründe in Betrachtung ziehen: so würde ein solcher, gesetzt, daß er keinen Ausweg wüßte, anders aus dem Gedränge zu kommen, als daß er sich zu einer oder anderen der strittigen Lehren bekennte, in einem un-
aufhörlich schwankenden Zustande sein. Heute würde es ihm überzeugend vorkommen, der menschliche Wille sei frei; morgen, wenn er die unauflöbliche Naturkette in Betrachtung zöge, würde er dafür halten, die Freiheit sei nichts als Selbsttäuschung, und alles sei bloß Natur. Wenn es nun aber zum Tun und Handeln käme, so würde dieses Spiel der bloß spekulativen Vernunft, wie Schattenbilder eines Traums, verschwinden, und er würde seine Prinzipien bloß nach dem praktischen Interesse wählen. Weil es aber doch einem nachdenkenden und forschenden Wesen anständig ist, gewisse Zeiten lediglich der Prüfung seiner eigenen Vernunft zu widmen, hierbei aber alle Parteilichkeit gänzlich auszuziehen, und so seine Bemerkungen anderen zur Beurteilung öffentlich mitzuteilen; so kann es niemanden¹⁾ verargt, noch weniger verwehrt werden, die Sätze | und | Gegensätze, so wie sie sich, durch keine Drohung geschreckt, vor Geschworenen von seinem eigenen Stande (nämlich dem Stande schwacher Menschen) verteidigen können, auftreten zu lassen.

Alle Aufgaben auflösen und alle Fragen beantworten zu wollen, würde eine unverschämte Großsprecherei und ein so ausschweifender Eigendünkel sein, daß man dadurch sich sofort um alles Zutrauen bringen müßte. Gleichwohl gibt es Wissenschaften, deren Natur es so mit sich bringt, daß eine jede darin vorkommende

Frage, aus dem, was man weiß, schlechthin beantwortlich sein muß, weil die Antwort aus denselben Quellen entspringen muß, daraus die Frage entspringt, und wo es keineswegs erlaubt ist, unvermeidliche Unwissenheit vorzuschützen, sondern die Auflösung gefordert werden kann. Was in allen möglichen Fällen Recht oder Unrecht sei, muß man der Regel nach wissen können, weil es unsere Verbindlichkeit betrifft,

und wir zu dem, was wir nicht wissen können, auch keine Verbindlichkeit haben. In der Erklärung der || Erscheinungen der Natur muß uns indessen vieles ungewiß und manche Frage unauflöslich bleiben, weil das, was wir von der Natur wissen, zu dem, was wir erklären sollen, bei weitem nicht in allen Fällen ausreichend ist. Es fragt sich nun: ob in der Transzendentalphilosophie irgendeine Frage, die ein der Vernunft vorgelegtes Objekt betrifft, durch eben diese reine Vernunft unbeantwortlich sei, und ob man sich ihrer entscheidenden Beantwortung dadurch mit Recht entziehen könne, daß man es als schlechthin ungewiß (aus allem dem, was wir erkennen können) demjenigen beizählt, wovon wir zwar so viel Begriff haben, um eine Frage aufzuwerfen, es uns aber gänzlich an Mitteln oder am Vermögen fehlt, sie jemals zu beantworten.

Ich behaupte nun, daß die Transzendentalphilosophie unter allem spekulativen Erkenntnis dieses Eigentümliche habe: daß gar keine Frage, welche einen der reinen Vernunft gegebenen Gegenstand betrifft, für eben dieselbe menschliche Vernunft unauflöslich sei, und daß kein Vorschützen einer unvermeidlichen Unwissenheit und unergründlichen¹⁾ Tiefe der Aufgabe von der Verbindlichkeit frei sprechen könne, sie gründlich und vollständig zu beantworten; weil eben derselbe Begriff, der uns in den Stand setzt zu fragen, durchaus uns auch tüchtig machen muß, auf diese Frage zu antworten, indem der Gegenstand außer dem

Begriffe gar nicht angetroffen wird (wie bei Recht und Unrecht).

Aus:

Immanuel Kant,

Kritik der
reinen Vernunft.

2007 Christoph Lichtenberg
1792 - 1799

Zur Aufweckung des in jedem Menschen schlafenden Systems ist das Schreiben vortrefflich, und jeder, der je geschrieben hat, wird gefunden haben, daß Schreiben immer etwas erweckt, was man vorher nicht deutlich erkannte, ob es gleich in uns lag.

Wenn jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens dicht zusammensammelte, so würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahrs einmal ein Genie. Die eigentlich sogenannten Genies haben nur die guten Einfälle dichter. Man sieht also, wieviel darauf ankommt, alles aufzuschreiben.

Man kann eine Sache wieder so sagen, wie sie schon ist gesagt worden, sie vom Menschenverstand weiter abbringen oder sie ihm nähern, das erste tut der seichte Kopf, das zweite der Enthusiast, das dritte der eigentliche Weltweise.

Die Wahrheit hat tausend Hindernisse zu überwinden, um unbeschädigt zu Papier zu kommen und von Papier wieder zu Kopf. Die Lügner sind ihre schwächsten Feinde. Der enthusiastische Schriftsteller, der von allen Dingen spricht und alle Dinge ansieht wie andere ehrliche Leute, wenn sie einen Hieb haben, ferner der superfeine erkünstelte Menschenkenner, der in jeder Handlung eines Mannes, wie Engel in einer Monade, sein ganzes Leben sich abspiegeln sieht und sehen will, der gute fromme Mann, der überall aus Respekt glaubt, nichts untersucht, was er vor dem 15. Jahr gelernt hat, und sein bißchen Untersuchtetes auf (un)untersuchten Grund baut, dieses sind Feinde der Wahrheit.

großen Mustern, wenn er auch die seltene Gabe hat, sie zu verstehen und anschauend zu erkennen, was ihnen die Unsterblichkeit gegeben hat, doch nur immer das Wie? aber nicht das Was. Fürwahr, einigen unser Schriftsteller sollte die Obrigkeit den Produkt geben lassen, den ihnen der Schulmeister nicht mehr geben kann, daß sie die Jahre, wo sie Erfahrungen sammeln sollen, so schändlich hinstreichen lassen, berauscht von dem elenden Beifall, den ihnen ein paar Zeitungsschreiber geben, die man Publikum nennt, bis endlich ihr Originalkopf zwischen 30 und 40 erwacht und sich leer und betrogen findet, alsdann wollen sie den Menschen schildern, den sie nicht kennen und in den Gesellschaften ihrer Verehrer nicht kennenlernen konnten.

In die Welt zu gehen, ist deswegen für einen Schriftsteller nötig, nicht sowohl damit er viele Situationen sehe, sondern selbst in viele komme.

Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift, die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen sein will, muß es sich nicht verdrüßen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Disputationen in irgendeinen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu Tausenden wegzuschmeißen.

Es ist keine Kunst, etwas kurz sagen, wenn man etwas zu sagen hat, wie Tacitus, allein, wenn man nichts zu sagen hat und schreibt dennoch ein Buch und macht die Wahrheit mit ihrem *ex nihilo nihil fit* zur Lügnerin, das heiß ich Verdienst.

Die wichtigste Art bekannter ist die, die man nicht so sehr genügt enthalten, um zu überzeugen, noch Witz genug, um zu ergötzen.

Bei manchem Werk eines berühmten Mannes möchte ich lieber lesen, was er weggestrichen hat, als was er hat stehen lassen.

Es gibt Leute, die an Kenntnissen nicht älter werden, sie kommen in eine Gesellschaft von Bewunderern ihrer kleinen Gaben und leben ihre künftigen Jahre hin, ihre flüchtig aufgetragenen Meinungen gar einzubrennen. Milton schrieb sein Gedicht am Ende eines in den wichtigsten Geschäften zugebrachten Lebens. Daher wird viel dazu erfordert, es in seiner ganzen Stärke zu genießen. Des vernünftigen Mannes Scherze sind vernünftigen Leuten eine lehrreiche Unterhaltung, alles, was er im Charakter tut, also auch seine Fiktion, seine Poesie (im Charakter NB), so schrieb Milton. Der große Mann spiegelt sich überall ab. Seine Blindheit nach so großer Erfahrung und häufiger Beobachtung stärkte seine Dichtungskraft.

Es ist nicht zu leugnen, daß einige von unseren neueren schönen Geistern alle die Anlage zu großen Schriftstellern haben, die sie von der Natur empfangen konnten. Allein, daß sie keine große Schriftsteller sind, ist: sie haben nichts gelernt. Sie haben keinen Überfluß, und daher können sie keine Goldmünzen wegwerfen. Ihre Ähnlichkeiten sind Alltagsware, nur mit einer Art geputzt und aufgefärbt, woran man sieht, sie könnten etwas leisten. Der Schriftsteller, der nicht zuweilen einen Gedanken, worüber ein anderer Dissertation geschrieben hätte, hinwerfen kann, unbekümmert, ob ihn der Leser findet oder nicht, wird nie ein großer Schriftsteller werden, so sehr er auch die stimulantia, Homer und Shakespeare, gebrauchen mag. Er lernt von diesen

zu braucht, sich selbst zu zeigen. Man lernt den Schriftsteller kennen und sonst nichts. So hart es auch zuweilen widergehen sollte, eine witzige Periode wegzulassen, so muß es doch geschehen, wenn sie nicht notwendig aus der Sache fließt. Diese Kreuzigung gewöhnt allmählich den Witz an die Zügel, die ihm die Vernunft anlegen muß, wenn sie beide zusammen mit Ehren auskommen sollen.

Es läßt sich ohne sonderlich viel Witz so schreiben, daß ein anderer sehr vielen haben muß, es zu verstehen.

Es wäre gewiß sehr nützlich, der Welt die Schiftsteller anzuzeigen, die mit Kenntnis anderer, die vor ihnen gewesen sind, aus sich selbst allein geschöpft haben. Durch diese allein lernt man, und es sind ihrer gewiß sehr wenige, die also jedermann leicht lesen könnte. Die andern prägen nach und sind im eigentlichen Verstande Falschmünzer.

Die schönste Art der Ironie ist, eine Sache, die gar nicht verteidigt werden kann, zu verteidigen mit Gründen, die voll satirischer Bitterkeit sind, häufig Stellen zu zitieren und zu erklären.

Jeder arme Teufel sollte wenigstens zwei ehrliche Namen haben, damit er den einen dran wagen könnte, um den anderen ins Brot zu bringen. So haben Schriftsteller anonym geschrieben. Wenn man zwei ehrliche Namen hätte, so könnte man sich mit dem einen noch wehren, (wenn) einem der andere abgeschnitten wäre.

Der Ring des Polykrates

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig,“
Begann er zu Ägyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin.“

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Szepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann ein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.“

Und eh der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr! des Opfers Däfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar.“

Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor –“
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
„Doch warn ich dich, dem Glück zu trauen,“
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und eh er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Reede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Scharen
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.“

Und eh ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
Von Feindesnot sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbei, geendet ist der Krieg!“

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch,“ spricht er, „zitter ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil.“

Auch mir ist alles wohlgeraten,
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld,
Doch hatt ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!“

Und jener spricht, von Furcht bewegt:
„Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut,
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen.“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring ich ihn.“

Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbegeeilet
Und ruft mit hocheerstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Goethes Vater war Jurist und nach seiner Heirat mit der Tochter des Frankfurter Bürgermeisters reicher Privatier, der sich hauptsächlich der Verwaltung seines Vermögens, seinen Sammlungen und der Erziehung seiner Kinder widmete. Mit 16 Jahren verliess Goethe seine Heimatstadt Frankfurt, um in Leipzig Jus zu studieren. Dort entstanden erste Dichtungen. Nach ersten Liebschaften und schwerer Krankheit kehrte er nach Frankfurt zurück und studierte in Strassburg fertig. 1771 schloss er sein Studium mit dem Lizentiat ab. 1772/73 arbeitete er beim Reichskammergericht in Wetzlar.

In diesen Jahren erschienen die ersten beiden Dichtungen, die ihn schlagartig berühmt machten: Das Theaterstück "Götz von Berlichingen" (1773) und der Briefroman "Die Leiden des jungen Werthers". Letzterer Roman verarbeitet die eigene Situation einer unglücklichen Liebe in Wetzlar sowie den Selbstmord eines Kollegen. Der "Werther" war das erste Stück deutscher Literatur, das weltweite Verbreitung fand.

Goethe gab seine juristische Laufbahn auf und ging auf Reisen (in die Schweiz). Es folgten die Theaterstücke "Clavigo" (1774) und "Stella". Gleichzeitig begann er mit der Arbeit an zwei seiner Hauptwerke, nämlich mit den Entwürfen zum "Egmont" und zum "Faust" ("Urfaust", 1773-75)

1775 wurde Goethe als Hofdichter und Berater des regierenden 18jährigen Herzogs Karl-August nach Weimar engagiert. Goethe wurde 1776 zum Geheimen Legationsrat, 1779 zum Geheimrat ernannt und war ab 1782 Finanzminister; in diesem Jahr wurde er auch geadelt.

In diesen Jahren entstanden nur kleinere lyrische Dichtungen. Goethe wandelte sich vom Rebellen, vom gefühlsbetonten Stürmer und Dränger zum ruhigen Klassiker. Diese Umwandlung ging nicht ohne Konflikte vor sich. Nach über 10 Jahren Staatsdienst und Anpassung an die höfische Etikette hielt es Goethe nicht mehr aus und reiste unangemeldet nach Italien. Er genoss ein Jahr lang das Leben in Rom. Dieser Ausbruch hat Goethe seine Dichterkraft erhalten. Nach seiner Rückkehr nach Weimar (1787) gab er die meisten Staatsämter ab. Er begann in wilder Ehe mit Christiane Vulpius, der Schwester des Autors von "Rinaldo Rinaldini", zusammenzuleben. Nun dichtete er wieder: Das antikisierende Drama "Iphigenie auf Tauris" (1787), das um den Begriff der Ent-sagung kreist, den Goethe im Zusammenhang mit der unglücklichen Liebe zur Hofdame von Stein entwickelte, die Fertigstellung des "Egmont" (1787), und schliesslich das Drama "Torquato Tasso" (1790), das die Konflikte des Hofdichters am Beispiel des im Wahnsinn endenden italienischen Dichters abhandelt. Er nahm nun auch den "Faust"-Stoff wieder auf ("Faust. Ein Fragment", 1790). Auch ein altes Romanprojekt aus der Sturm- und Drang-Zeit, den Entwicklungsroman eines künstlerisch veranlagten Bürgerssohnes "Wilhelm Meister" nahm er wieder auf ("Wilhelm Meisters Lehrjahre", 1795/96).

In dieser Zeit begann die Freundschaft mit Schiller, der nun den erlauchten Weimarer Kreis mit Herder, Wieland, Musäus u.a. bereicherte. Zusammen gaben sie die satirischen "Xenien" heraus. Das in Hexametern abgefasste Idyll "Hermann und Dorothea" markiert den Höhepunkt der klassisch steifen Phase Goethes.

In seinem Alterswerk tritt seine Orientierung an der klassischen Antike und am Begriff der Ent-sagung, die er in den "Wahlverwandtschaften" (1809), im "West-östlichen Divan" (1819) und in "Wilhelm Meisters Wanderjahre" (1821-29) fortführt, in eine fruchtbare höhere Einheit mit seiner Lebensarbeit am "Faust", dessen 1. Teil 1808 vollendet vorliegt, dessen 2. Teil Goethe aber erst im letzten Jahr seines Lebens, 82jährig, für die Nachwelt schreibt, ungehemmt von höfischen und klassischen Rücksichten.

In diese Phasen fallen auch seine Erinnerungswerke "Dichtung und Wahrheit" (1811-1814) "Italienische Reise" (1816-17) und "Campagne in Frankreich 1792" (1822).

Marginalien zum "Götz von Berlichingen"

Jakob Michael Reinhold Lenz (1751–92) schrieb etwa 1774 »Über Götz von Berlichingen«:

»Laßt uns aber einen andern Weg einschlagen, meine Brüder, Schauspiele zu beurteilen, laßt uns einmal auf ihre Folgen sehen, auf die Wirkung, die sie im ganzen machen. Das, denk' ich, ist doch gewiß wohl der sicherste Weg. Wenn Ihr einen Stein ins Wasser werft, so beurteilt ihr die Größe, Masse und Gewicht des Steins nach den Zirkeln, die er im Wasser beschreift. Also sei unsere Frage bei jedem neuen herauskommenden Stück das große, das göttliche Cui bono? Cui bono schuf Gott das Licht – daß es leuchte und wärme: cui bono die Planeten – daß sie uns Zeiten und Jahre einrichteten; und so geht es unaufhörlich in der Natur, nichts ohne Zweck, alles seinen großen, vielfachen, nie von menschlidiem Visierstab, nie von englisdiem Visierstab ganz auszumessenden Zweck. Und wo fände der Genius ein anderes, höheres, tieferes, größeres, schöneres Modell als Gott und seine Natur?

Also cui bono? Was für Wirkung? Die Produkte all der tausend französischen Genies auf unsern Geist, auf unser Herz, auf unsre ganze Existenz? Behüte mich der Himmel, ungerrecht zu sein. Wir nehmen ein schönes, wonnevolles, süßes Gefühl mit nach Hause, so gut als ob wir eine Bouteille Champagner ausgeleert – aber das ist auch alles. Eine Nacht darauf geschlafen und alles ist wieder vertilgt. Wo ist der lebendige Eindruck, der sich in Gesinnungen, Taten und Handlungen hernach einmischt, der prometheische Funken, der sich so unvermerkt in unsere innerste Seele hineingestohlen, daß er, wenn wir ihn nicht durch gänzliches Stillliegen in sich selbst wieder verglimmen lassen, unser ganzes Leben beseligt: das also sei unsre Gerichtswage, nach der wir auch mit verbundenen Augen den wahren Wert eines Stücks bestimmen. Welches wiegt schwerer, welches hat mehr Gewicht, Macht und Eindruck auf unsre Meinungen und Handlungen? Und nun entscheiden Sie über Götz! Und ich möchte dem ganzen deutschen Publikum, wenn ich so starke Stimme hätte, zurufen: Samt und sonders ahmt Götzen erst nach, lernt erst wieder denken, empfinden, handeln, und wenn ihr euch wohl dabei befindet, dann entscheidet über Götz!

Also, meine werten Brüder, nun ermahne und bitte ich euch, laßt uns dies Buch nicht gleich nach der ersten Lesung ungebüßte; wenn er dann unsre von französischen Brühen aufgefütterte Ritterlein, die wie Balsambüchlein riechen, vor sich säh, würd er nicht die eiserne Hand gen Himmel heben und schwören: ihr seid nicht meines Stamms! Sein Bub würde heraufkommen und die Weichlinge ausm Totengewölbe peitschen, wo die Geister der alten deutschen Helden schweben. Wohl hat der Herausgeber getan, daß er die größtenteils kindischen Anmerkungen der vorigen Ausgabe wegließ und statt deren kurze und erläuternde Anmerkungen, vorzüglich über die Bedeutung einiger veralteten deutschen Wörter, beifügte.«

(Werke. Berlin u. Weimar 1965. S. 38)

Sehr abschätzig äußern sich die »Bisarrerien«, Leipzig 1775:

»Der Verfasser des Götz von Berlichingen ist vermutlich durch die Begierde ein Nationalwerk zu machen, heftig befallen worden. Unsere Kunstrichter haben es größtenteils dafür angenommen: und doch, welches sonderbar ist, diesem Produkt nicht einmal einen Namen geben können. Der Verfasser selbst nennt es ein Schauspiel, ohnstreitig aus keinem andern Grunde, als weil es in Auftritte abgetheilt, und dialogisirt ist. Wenn aber das keine Predigt ist, die nicht gehalten werden kann, so kann auch gewiß das kein Schauspiel heißen, dessen Aufführung, die Stadt Berlin mag es mir verzeihen, unmöglich ist; wenigstens so lange, bis man die Eigenschaften eines guten Schauspiels gänzlich vergessen hat. Ich verkenne nicht die einzelnen Schönheiten. Wenn aber gleich ein Werk von einer schönen Anlage und Ausführung, durch einzelne kleine Fehler, nicht aufhört ein schönes Ganzes zu seyn: so können doch nicht umgekehrt, einzelne Schönheiten, sogleich ein schönes Ganze machen, wenn sie nicht in einen richtig angegebenen Punct zusammenfließen. Es ist abermals ein Beweis von unserm unauffaltbaren Hange zur Nachahmung. Man hat uns einige Zeit daher soviel von Shakespearn vorgepredigt, daß es kein Wunder ist, wenn einmal ein Genie zu Shakespearisiren versucht hat. Da es aber den Kunstrichtern gewiß niemals eingefallen, die Shakespearisdie Tracht, sondern nur die gute Gestalt des Körpers zu loben, so hätte man dieses bedenken, oder wenigstens vorher ehrliche Leute um Rath fragen sollen.«

(Zitiert nach: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg 5 [1925] S. 292 f.).

braucht aus der Hand legen, laßt uns den Charakter dieses antiken deutschen Mannes erst mit erhitzter Seele erwägen, und wenn wir ihn gut finden, uns eigen machen, damit wir wieder Deutsche werden, von denen wir so weit, weit ausgeartet sind. Hier will ich Euch einige Züge davon hinwerfen. Ein Mann, der weder auf Ruhm noch Namen Anspruch macht, der nichts sein will, als was er ist: ein Mann. – Der ein Weib hat, seiner wert, nicht durch Schmeichelei sich erbettelt, sondern durch Wert sich verdient – eine Familie, einen Zirkel von Freunden, die er alle weit stärker liebt, als daß er's ihnen sagen könnte, für die er aber *tut* – alles dransetzt, ihnen Friede, Sicherheit für fremde, ungeredete Eingriffe, Freude und Genuß zu verschaffen – sehen Sie, da ist der ganze Mann, immerweg geschäftig, tätig, wärmend und wohlthuend wie die Sonne, aber auch ebenso verzehrendes Feuer, wenn man ihm zu nahe kommt – und am Ende seines Lebens geht er unter wie die Sonne, vergnügt, bessere Gegenden zu schauen, wo mehr Freiheit ist, als er hier sich und den Seinigen verschaffen konnte, und läßt noch Licht und Glanz hinter sich. Wer so gelebt hat, der hat seine Bestimmung erfüllt; Gott, *Du* weißt es, wie weit, wie *sehr*, er weiß nur soviel davon, als genug ist, ihn glücklich zu machen. Denn was in der Welt kann wohl über das Bewußtsein gehen, viel Freud' angerichtet zu haben? [...].«

(Blumenthal, S. 38 ff.)

Christian Friedrich Daniel Schubarth (1739–91) zeigt in seiner »Deutschen Chronik« 1774 eine durch den »Götz« hervorgerufene Neuauflage von Götz' Autobiographie an:

»Die Felsbeckerische Buchhandlung hat das Publikum mit einer neuen Auflage der »Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen« beschenkt, aus dem der Riesenarm des vortrefflichen Goethe sein *einziges* Schauspiel hob. Da hör ich den trauten alten deutschen Ritter in seiner Kraftsprache spredien, herzlicher und behaglicher, als wenn unsere meisten jungen Herrlein, mit dem Pariserdegelein an der Seite, in halbfranzösischer Sprache von ihren Kriegstaten am Putztische, in Kaffeehäusern und vornehmen Versammlungen prahlen. Was würde der alte Götz sagen, wenn er ausm Grabe erwachte, mit Schild, Schwert und Koller angetan, mitm eisernen Helm aufm Haupt und dem wehenden Feder-

Nach vehementer urteilte Friedrich II. von Preußen (1712–86) in seiner Schrift »De la litterature allemande« von 1780:

»Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis itzt in Deutschland herrsche, dürfen Sie nur unsre öffentlichen Schauspiele besuchen. Sie finden daselbst die abscheulichen Stücke von Shakespear aufgeführt, die man in unsre Sprache übersetzt hat. Die ganze Versammlung findet ein ausnehmendes Vergnügen daran, diese lächerlichen Farcen anzusehn, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden. Ich beurtheile diese Stücke so hart, weil sie wider alle Regeln des Schauspiels sündigen. Diese Regeln sind nicht willkürlich. Sie finden dieselben in der Poetik des Aristoteles, wo die *drey Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung*, als die einzigen und wahren Mittel vorgeschrieben sind, die Tragödien interessant zu machen. In den Stücken jenes englischen Schriftstellers aber geht die Handlung ganze Jahre fort. Wo bleibt hier die Wahrscheinlichkeit? Bald erscheinen in denselben Lastträger oder Todtengräber und reden, wie es sich für sie schickt. Dann kommen Königinnen und Prinzen. Wie ist es möglich, daß ein so wunderliches Gemisch von Großem und Niedrigem, vom Tragischen und Harlequinspossen gefallen und rühren könne? Dem Shakespear kann man indeß seine sonderbare Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein *Götz von Berlichingen* auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke: und doch bewilligt unser Publikum diesem edelhaften Gewäsdie seinen lauten Beyfall, und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung. Ich weiß, daß man über den Geschmack nicht streiten darf; indeß werden Sie mir doch erlauben zu sagen, daß diejenigen, welche gleiches Vergnügen daran finden, Seiltänzer und Marionetten oder die Tragödien des Racine zu sehn, nur ihre Zeit zu verbringen suchen. Sie wollen lieber, daß man zu ihren Augen als zu ihrem Verstande rede, und sie ziehen ein bloßes Schauspiel dem vor, was das Herz rührt.«

(Zitiert nach: De la litterature allemande. Hrsg. von Ludwig Geiger. Berlin 1902. S. 65 f.)

Die Hymne »An Schwager Kronos« zeigt uns Goethe im Hochgefühl seines ersten großen literarischen Erfolgs. Der alte Dichterstürm Klopstock hatte den jungen Goethe in Frankfurt besucht. Goethe begleitete ihn ein gutes Stück Wegs nach Karlsruhe und deutete sich nun auf der Rückreise von Darmstadt seine Kutschenfahrt als Lebensreise:

An Schwager Kronos

In der Postchaise den 10. Oktober 1774

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Sterne dein Haudern.
Frisch den holpernden
Stock Wurzeln Steine den Trott
Rasch in's Leben hinein!

Nun schon wieder
Den er atmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf.
Auf denn, nicht träge denn!
Strebend und hoffend an.

Weit hoch herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein
Vom Gebürg zum Gebürg
Über der ewige Geist
Ewiges Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an
Und der Frischung verheißende Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.

Labe dich! – Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trunk
Und den freundlichen Gesundheitsblick!

Ab dann, frischer hinab!
Sieh, die Sonne sinkt.
Eh' sie sinkt, eh' mich faßt
Greisen im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlockernde Gebein,

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich Geblendeten, Taumelnden
In der Hölle nächtliches Tor!

Töne, Schwager, dein Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme, ein Fürst kommt,
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften.

Seine erste Harzreise, an die 500 Kilometer zu Pferd und zu Fuß, führte Goethe zu einem Werther-Fan, der ihn »schreibselig-beredt und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbstischer Qual« brieflich um Rat bedrängt hatte. Dabei versuchte Goethe sich seiner selbst und seiner eigenen Entscheidungen für die Zukunft am Weimarer Hof gewisser zu werden. Vor dem orakelhaften Hintergrund dieser Reise bekommen die ungewöhnliche winterliche Klarheit auf dem Gipfel des Brockens und die »herrliche Erscheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne« für den Dichter eine positive symbolische Bedeutung:

Harzreise im Winter

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst.

In Dichtungsschauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's, folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,

Hinter ihm schlagen
Die Sträucher zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank.
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ungnügender-Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquickte sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Übermut
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbills,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgib mit Wintergrün,

Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden,
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor.
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehängner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll-offenbar
Über der erstaunten Welt
Und schaut aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Ganymed

Wie im Morgenrot
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.

Ich komme! Ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf, hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehrenden Liebe,
Mir, mir!
In eurem Schoße
Aufwärts,
Umfangend umfängen!
Aufwärts
An deinem Busen,
Alliebender Vater!

Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist:
Hier auch Lieb und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Fernae;
Morgenwind unflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Warum gabst du uns die tiefen Blicke

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahndungsvoll zu schau,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Während selig nimmer hinzutraun?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältnis auszuspähn?

Ach, so viele tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnen Schmerz;
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwart'ete Morgenröte tagt.
Nur uns armen liebevollen beiden
Ist das wechselseitige Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn uns zu verstehen,
In dem andern sehn, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Der König in Thule

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zähl' er seine Städt im Reich,
Gönnt' alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen täten ihm sinken –
Trank nie einen Tropfen mehr.

Auf dem See

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt!
Glücklich, dem die Ahndung eitel wär!
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahndung leider uns noch mehr.
Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau;

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spättest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinet Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf;

Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühl' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
Und wir scheinen uns nur halb beseelt,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag.

Im Gefühl seiner Kenntnisse, in Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten, und nur so viel, als es nötig schien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Ein pädagogischer Dilettantismus fing sich überhaupt schon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer mochte wohl die erste Veranlassung dazu geben. Man suchte nach etwas Besserem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht sein muß, der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird.

Meinem Vater war sein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunsch gelungen; ich sollte denselben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er schätzte meine angeborenen Gaben um so mehr, als sie ihm mangelten: denn er hatte alles nur durch unsäglichen Fleiß, Anhaltsamkeit und Wiederholung erworben. Er versicherte mir öfters, früher und später, im Ernst und Scherz, daß er mit meinen Anlagen sich ganz anders würde benommen, und nicht so liederlich damit würde gewirtschaftet haben.

Durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten entwuchs ich sehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeister geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet gewesen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte. Und wäre nicht der gereimte angehende Lateiner gewesen, so hätte es schlimm mit mir ausgesehen; doch diesen trommelte und sang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in solchen Gedächtnisversen, wo uns die abgeschmacktesten Reime das zu Behaltende am besten einprägten, z. B.:

Oberyssel: viel Morast

Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht; so auch entwickelte ich mir schnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetorischen Dingen. Chrien und dergleichen tat es mir niemand zuvor, ob ich schon wegen Sprachfehler oft hinstanhen mußte. Solche Aufsätze waren es jedoch, die meinem Vater besondere Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem für einen Knaben bedeutenden Geldgeschenk belohnte.

Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italienisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italienische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Absicht auf Gedächtnis und Kombination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deshalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studieren, alsdann noch eine andre Universität besuchen und promovieren sollte. Was diese zweite betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, zu meinem Leidwesen: denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen sollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraus sehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergetze.

Dieses Märchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und Trockenheit schien sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese teilhaft zu werden.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei seiner Entfernung von Geschäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf andre übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren ihrer Verheiratung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Klavierspielen und Singen; wobei sie sich genötigt sah, auch in der italienischen Sprache einige Kenntnis und notdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen, und mit allerlei guten Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch setzte sie allen ihren Wohltaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ, und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüter mit Gewalt an sich; besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang.

Solange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde.

Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können: denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu sehen, und zwar von unten herauf, und indessen oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft zu schweben, und dabei immer noch zu einer gewissen Lektion, zu einer bestimmten Arbeit angehalten zu werden - dieses alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins gleiche setzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, sich auf Balken zu schaukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen ward.

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach teilweise abgetragen wurde, und, ohngeachtet alles übergespannten Wachstumches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unsern Betten gelangte: so entschloß er sich, obgleich ungerne, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeitlang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Dieser Übergang hatte manches Unangenehme: denn indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.

Das Haus war indessen fertig geworden, und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nötige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich: denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dasteht, läßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsäle lustig, und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen.

Ans: Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit

Der innere Ausbau, und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung.

Das erste, was man in Ordnung brachte, war die Büchersammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder Halbfranzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studierzimmers schmücken sollten. Er besaß die schönen holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, welche er der äußern Übereinstimmung wegen sämtlich in Quart anzuschaffen suchte; sodann vieles, was sich auf die römischen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichsten italienischen Dichter fehlten nicht, und für den Tasso bezeugte er eine große Vorliebe. Die besten neusten Reisebeschreibungen waren auch vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeiz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nötigsten Hilfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man sich also nach Belieben Rats erholen konnte, so wie mit manchem andern, was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieser Büchersammlung, in sauberen Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln, ward in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher, so wie das Binden und Einreihen derselben, betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche diesem oder jenem Werk besondere Vorzüge beileigten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen, und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen. Außer dem „Orbis pictus“ des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Foliobibel, mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds „Chronik“, mit Kupfern desselben Meisters, belehrte uns von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte; die „Acerra philologica“ tat noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidischen „Verwandlungen“ gewahr wurde, und besonders die ersten Bücher fleißig studierte: so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frömmern, sittlichern Effekt als jene mitunter rohen und gefährlichen Altertümlichkeiten machte Fénelons „Telemach“, den ich erst nur in der Neukirchischen Übersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüt äußerte. Daß „Robinson Crusoe“ sich zeitig angeschlossen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die „Insel Felsenburg“ nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Ansons „Reise um die Welt“ verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Märchens, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt, und versuchten, ihm mit unsern Fingern auf dem Globus zu folgen.

Ich hatte früh gelernt, mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie erteilte, sogleich in das Tätige verwandte, und Papparbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometrischen Körpern, bei Kästchen und solchen Dingen stehen, sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden; wovon jedoch wenig zustande kam.

Privatstunden, welche sich nach und nach vermehrten, teilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Gesellen brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Chrestomathien, wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allzu leichte, und durch Predigten und Religionsunterricht sogar trivial gewordne Neue Testament, Cellarius und Pasor konnten uns kein Interesse geben; dagegen hatte sich eine gewisse Reim- und Versewut, durch Lesung der damaligen deutschen Dichter, unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es lustig fand, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo jeder von ihm selbst verfertigte Verse produzieren sollte.

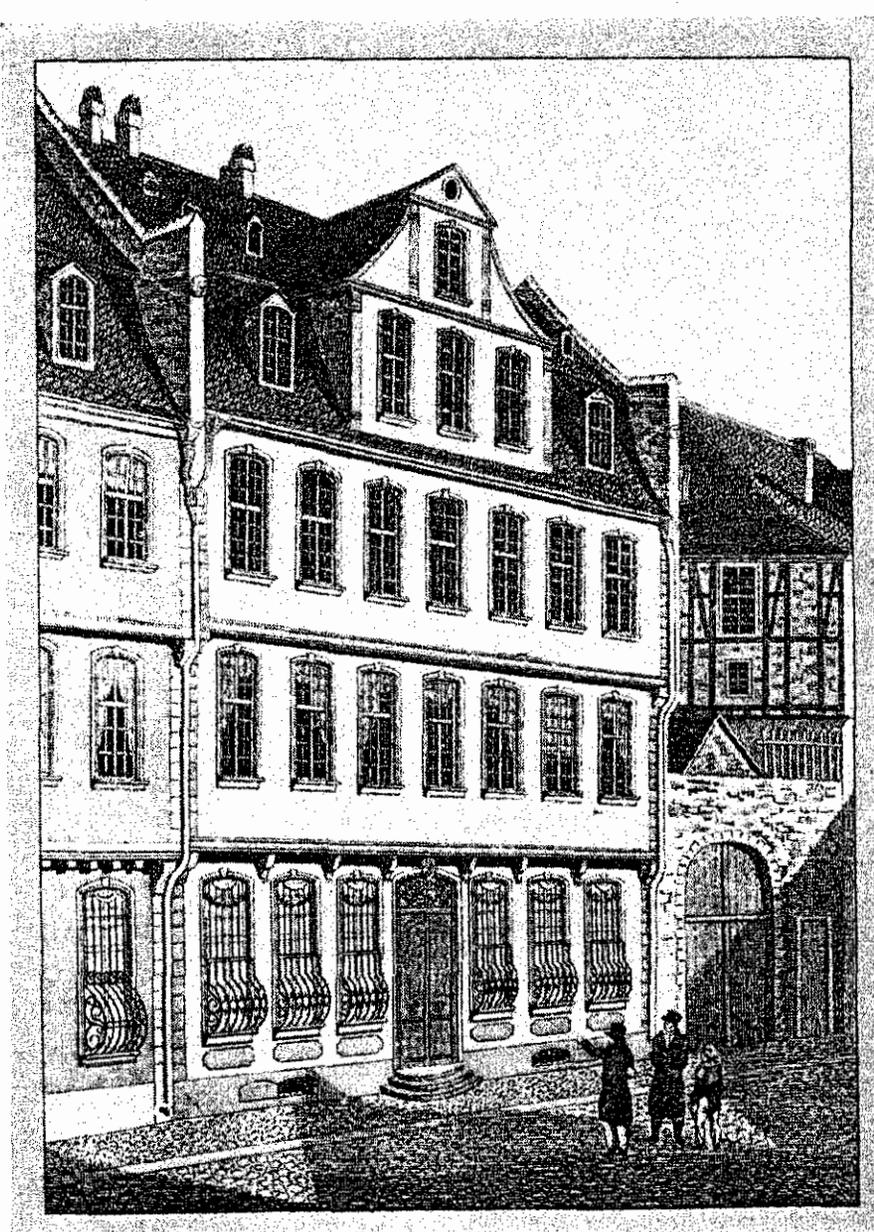
(aus :

Johann Wolfgang
Goethe ,

Dichtung
und
Wahrheit)



Johann Wolfgang Goethe. Gemälde von Daniel Bager (1773)



*Goethes Elternhaus am Hirschgraben in Frankfurt a. M.
Stich nach einem Aquarell von F. W. Delkeskamp (um 1825)*

Johann Wolfgang Goethe

Kampagne in Frankreich

(19. Sept. 1792)

Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen wie es eigentlich damit beschaffen sei. Langeweile und ein Geist den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich ganz gelassen nach dem Vorwerk la Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbündel, die darauf hie und da ausgestreckten tödlich Verwundenen und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die sich herüberverirrend in den Überresten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruh und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft, es waren bekannte Offiziere vom Generalstabe und vom Regimente, höchst verwundert mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit sich zurücknehmen, ich sprach ihnen aber von besondern Absichten und sie überließen mich ohne weiteres meinem bekannten wunderlichen Eigensinn.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt wo die Kugeln herüberspielten; der Tonist wundersam genug, als wär' er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinschlug blieb sie stecken, und so ward mein törichter Versuchsritt wenigstens vor der Gefahr des Ricochetierens gesichert.

Unter diesen Umständen konnt' ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf und doch würde sich die Empfindung nur gleichnisweise mitteilen lassen. Es schien als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es ist doch als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswert bleibt es indessen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswert, daß alle jene Glut sogleich erloschen und nicht das mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sei. Es gehört übrigens dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerten; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

Sowar der Tag hingegangen; unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen; unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück, und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht als die sämtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig, zur Teilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah so war es um zu fluchen, oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden, die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urteil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: «Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.»

DER ZAUBERLEHRLING

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort und Werke
Merkt ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Steh! Steh!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! –
Ach, ich merk es! Wehe! Wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

Oh, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!

Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör mich rufen! –
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los.

»In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.«

Bertolt Brecht **Zu "Urfaust" von Johann Wolfgang von Goethe**

Das Theater darf das Häßliche im Leben, das es nicht verbergen darf, nicht in häßlicher Weise darstellen; es darf bei der Darstellung des Gemeinen nicht selbst gemein werden. So hat es viele Kunstmittel entwickelt, das Böse und Niedrige so darzustellen, daß das gute und hohe Ziel immer im Auge des Zuschauers bleibt, nämlich; durch die Aufdeckung des gesellschaftlich Minderwertigen und Schädlichen in der Gesellschaft, vertreten durch die Zuschauer, die Kräfte der Abwehr zu stärken. Im vorliegenden Fall, bei der Darstellung der schlechten Vergnügungen, der geistlosen und verrohenden Kurzweil, kann das Theater, damit es selbst geistvoll und kurzweilig bleibe, seine Kritik an dem gesellschaftlichen Zustand spaßhaft und gutgelaunt vorbringen - alle seine Scherze sind so lange erlaubt, als sie die Kritik enthalten.

Einige werden fragen: Was, Scherze im "Urfaust", - der Skizze zu "Faust", also einer Tragödie? Ja, Scherze in der Tragödie! Als der junge Goethe den "Urfaust" schrieb, stand er unter einem großen künstlerischen Erlebnis: er hatte Shakespeare gelesen.

Und beim Shakespeare gibt es die berühmte Mischung von Ernst und Spaß, gibt es die Rüpelszenen und die Narrenszenen in den Tragödien, die seine Werke so lebendig und realistisch machen. Die Schülerszene und die Szene in Auerbachs Keller sind die Rüpelszenen Goethes, und sie sind Kostbarkeiten in seinem großen Werk und in der deutschen Literatur überhaupt. Es ist zweifellos die berüchtigte deutsche Misere, die uns die Lustspiele gekostet hat, die Goethe hätte schreiben können.

Selbst auf den "Faust" hat sich in den letzten hundert Jahren in der Spielweise unserer Theater zentnerweise Staub niedergelassen. In den tragischen Partien ist das Zarte niedlich, das Großartige großtuerisch, ist die Verzweiflung repräsentativ, das Stürmische dekorativ geworden. Die lustigen Partien sind, der "Würde des Ortes" (nämlich des meist staatlichen Theaters) entsprechend und Rechnung tagend der "Bedeutung eines Klassikers", matt, trocken und vor allem ideenlos geworden.

Der wahre Respekt vor den klassischen Werken muß aber der Größe ihrer Ideen und der Schönheit ihrer Formen gelten, und er wird auf dem Theater dadurch gezollt, daß die Werke produktiv, phantasievoll und lebendig aufgeführt werden. Zwischen Würde und Humor besteht kein Gegensatz. In den großen Zeiten erschallte vom Olymp herab Gelächter.

(B.B. in "Gesammelte Schriften", Frankfurt/M. 1985)

Goethes Vater war Jurist und nach seiner Heirat mit der Tochter des Frankfurter Bürgermeisters reicher Privatier, der sich hauptsächlich der Verwaltung seines Vermögens, seinen Sammlungen und der Erziehung seiner Kinder widmete. Mit 16 Jahren verliess Goethe seine Heimatstadt Frankfurt, um in Leipzig Jus zu studieren. Dort entstanden erste Dichtungen. Nach ersten Liebschaften und schwerer Krankheit kehrte er nach Frankfurt zurück und studierte in Strassburg fertig. 1771 schloss er sein Studium mit dem Lizentiat ab. 1772/73 arbeitete er beim Reichskammergericht in Wetzlar.

In diesen Jahren erschienen die ersten beiden Dichtungen, die ihn schlagartig berühmt machten: Das Theaterstück "Götz von Berlichingen" (1773) und der Briefroman "Die Leiden des jungen Werthers". Letzterer Roman verarbeitet die eigene Situation einer unglücklichen Liebe in Wetzlar sowie den Selbstmord eines Kollegen. Der "Werther" war das erste Stück deutscher Literatur, das weltweite Verbreitung fand.

Goethe gab seine juristische Laufbahn auf und ging auf Reisen (in die Schweiz). Es folgten die Theaterstücke "Clavigo" (1774) und "Stella". Gleichzeitig begann er mit der Arbeit an zweien seiner Hauptwerke, nämlich mit den Entwürfen zum "Egmont" und zum "Faust" ("Urfaust", 1773-75)

1775 wurde Goethe als Hofdichter und Berater des regierenden 18jährigen Herzogs Karl-August nach Weimar engagiert. Goethe wurde 1776 zum Geheimen Legationsrat, 1779 zum Geheimrat ernannt und war ab 1782 Finanzminister; in diesem Jahr wurde er auch geadelt.

In diesen Jahren entstanden nur kleinere lyrische Dichtungen. Goethe wandelte sich vom Rebellen, vom gefühlsbetonten Stürmer und Dränger zum ruhigen Klassiker. Diese Umwandlung ging nicht ohne Konflikte vor sich. Nach über 10 Jahren Staatsdienst und Anpassung an die höfische Etikette hielt es Goethe nicht mehr aus und reiste unangemeldet nach Italien. Er genoss ein Jahr lang das Leben in Rom. Dieser Ausbruch hat Goethe seine Dichterkraft erhalten. Nach seiner Rückkehr nach Weimar (1787) gab er die meisten Staatsämter ab. Er begann in wilder Ehe mit Christiane Vulpius, der Schwester des Autors von "Rinaldo Rinaldini", zusammenzuleben. Nun dichtete er wieder: Das antikisierende Drama "Iphigenie auf Tauris" (1787), das um den Begriff der Ent-sagung kreist, den Goethe im Zusammenhang mit der unglücklichen Liebe zur Hofdame von Stein entwickelte, die Fertigstellung des "Egmont" (1787), und schliesslich das Drama "Torquato Tasso" (1790), das die Konflikte des Hofdichters am Beispiel des im Wahnsinn endenden italienischen Dichters abhandelt. Er nahm nun auch den "Faust"-Stoff wieder auf ("Faust. Ein Fragment", 1790). Auch ein altes Romanprojekt aus der Sturm- und Drang-Zeit, den Entwicklungsroman eines künstlerisch veranlagten Bürgerssohnes "Wilhelm Meister" nahm er wieder auf ("Wilhelm Meisters Lehrjahre", 1795/96).

In dieser Zeit begann die Freundschaft mit Schiller, der nun den erlauchten Weimarer Kreis mit Herder, Wieland, Musäus u.a. bereicherte. Zusammen gaben sie die satirischen "Xenien" heraus. Das in Hexametern abgefasste Idyll "Hermann und Dorothea" markiert den Höhepunkt der klassisch steifen Phase Goethes.

In seinem Alterswerk tritt seine Orientierung an der klassischen Antike und am Begriff der Ent-sagung, die er in den "Wahlverwandtschaften" (1809), im "West-östlichen Divan" (1819) und in "Wilhelm Meisters Wanderjahre" (1821-29) fortführt, in eine fruchtbare höhere Einheit mit seiner Lebensarbeit am "Faust", dessen 1. Teil 1808 vollendet vorliegt, dessen 2. Teil Goethe aber erst im letzten Jahr seines Lebens, 82jährig, für die Nachwelt schreibt, ungehemmt von höfischen und klassischen Rücksichten. In diese Phasen fallen auch seine Erinnerungswerke "Dichtung und Wahrheit" (1811-1814) "Italienische Reise" (1816-17) und "Campagne in Frankreich 1792" (1822).

Thomas Franke